J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Zweite, verbesserte Original-Ausgabe.

Zürich,

Orell, Füßli und Compagnie

1819.

J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Fünfter Band.

Dritte, rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie
1819.

Inhalt
des fünften Bandes.

	Seite
Am Aschermittwoch	3
An Gleim. 1794.	8
In das Stammbuch der Frau von * * .	21
An * * * im September 1794. . .	23
April und May	28
Beylage	39
An den Freyherrn von Zink. 1795. . .	44
Antwort	53
Der Junker und sein Kutscher . .	60

Seite.
Am ersten May 62
Grabschrift zweyer Schwestern u. s. w. . 65
Theater=Reden 66
An den Freyherrn von Fink in Emmendingen.
1796. 75
Antwort 82
Der Wiedehopf 87
Die Verlobten 88
An die Frau von **, welche einen Garten anlegte, um selbst darinn zu arbeiten. 91
An Gleim, an seinem Geburtstage. 1796. 95
Am Vorabend des ersten May. . . 100
An die Laute 103
Danklied der Breisgauer Landleute, gesungen ihrem Landschaftspräsidenten. 1797. . 107

Seite.

Erntelied 110

Ποτήριον ἀγαθοῦ δαίμονος. . . . 113

Die Zugvögel 115

Freye Uebersetzung eines Französischen Gedichts
von Friedrich dem Zweyten, König
in Preußen, an den Mahler A. Pesne. 126

Guter Glaube 133

Familien-Gemählde 140

An meine Frau 146

Einfalt 161

Die Tempel 165

Son pittore anch'io 169

Aufklärung 170

Liebhaberey 171

Seite.

Der Neujahrstag auf dem Lande. Ein Lustspiel in Einem Aufzuge. . . . 172

Phädon und Naide, oder der redende Baum. Ein Singspiel in zwey Aufzügen . 198

Jacobi's Werke.

Fünfter Theil.

Am Aschermittwoch *).

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

*) Dieses Fest der Römisch-Katholischen, an welchem sie, nach geschlossenen Fastnachtslustbarkeiten, der Priester mit geweihter Asche bestreut, um sie an ihre Sterblichkeit zu erinnern, könnte, wenn man allen Aberglauben davon absonderte, und der Ceremonie die erforderliche Würde gäbe, zu einem der edelsten und erbaulichsten Feste werden.

Vom Altar in die Palläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorber trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Nahmen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen;
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kanns nicht untergehen!
Was verwest, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahndung trauen,
Diesem Schattenland' entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschen-Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

An Gleim.

Im März 1794 *).

Dich trösten soll ich, liebster Gleim,
In diesen schreckenvollen Zeiten?
Dich trösten, ich, dem Melodie und Reim
Längst ungehorsam sind; der nicht mit neuen Saiten
Die weggelegte Cither mehr bespannt;
Indeß, gerührt von Deiner Hand,
Die Leyer noch so lieblich tönet,
Daß ihre Klage selbst uns mit der Welt versöhnet?

Freund! heische keinen Trost! Dir blieb Dein Saitenspiel:
Mit ihm entschwingt dem niedern Erdgewühl

*) In der Schreckensperiode.

Ein Dichter sich, und blickt auf Dinge, die geschehen,
Dann still herab aus reinern Höhen,
Weil ob der Blödsinn murrt, ob sich der Staub empört,
Ihm nichts den innern Frieden stört.
So schwebt ein Engel oft, auf einer Silberwolke,
Hoch über dem bedrängten Volke,
Wenn hier der Reif gewordnen Saat
In Sturm und Fluth Verheerung naht,
Dort, zwischen welkenden Gesträuchen,
Die letzte Quelle trocknet; über Leichen
Der Krieg den Hunger führt, und eine Schaar von Seuchen
Giftathmend folgt; bald in die Thäler sich
Von Schneegebirgen schauerlich
Die Gipfel wälzen; bald die Küste bebt und sinkt,
Und, was sie trug, des Abgrunds Nacht verschlingt.
Welch Angstgeschrey tief in den Klüften,
Welch ein Gewinsel in den Grüften!
Wie blasser Schmerz die wunden Hände ringt,

Und der Verlaßnen Flehn hinauf zur Wolke dringt!
Mitleidig hört der Engel ihre Klage;
Jedoch verzweifelt er nicht an der Erde Glück;
Sein ungetäuschter, fester Blick
Geht in Jahrhunderte zurück,
Forscht in den kommenden; sieht neben kurzer Plage
Die längre Wonne; siehe umhüllte, bange Tage;
Der heitern mehr; und Feuer, Welle, Wind,
Wie sie der liebenden Natur Gehülfen sind.

Er weiß: Durch Erde, Luft und Meer hat tausend Kräfte
Die Allgebährende mit ihrer milden Hand
Vertheilt, und jede nur zum Wohlthun ausgesandt;
Oft aber reißen sie, forteilend zum Geschäfte,
Das nimmer ruht, sich aus der Berge Schooß,
Aus hangenden Gewittern los,
Und unaufhaltsam dann, zerschmettern, überschwemmen,

Zerstäuben sie, was ihren Lauf will hemmen.
Indeß befruchtet, nährt, erquickt dieselbe Kraft,
Die jetzt hinweg die Garbe rafft,
Vom Zweig die Blüthe schlägt, und nieder
Des Waldes Eiche tritt, Feld, Hain und Aue
wieder;
Denn selbst im Hagelsturz, im Blitz und im Orkan
Bleibt sie den weisesten Gesetzen unterthan:
Es muß, nach der Natur geheimnißvollem Plan,
Auch was Verderben bringt, ihr großes All beleben,
Und was am Morgen schreckt, am Abend Freude
geben.

Des mächt'gen Windes Wehn, der von den
Alpen stürmt,
Soll es die Lüfte nicht und nicht die Meere
läutern,
Weil an der Woge, die sich thürmt,
Ein freches Fahrzeug hängt, und Silberflotten
scheitern?
Dagegen tanzt ein leichter West
Liebkosend um der Nachtigallen Nest.

Der Engel weilt bey diesem Lichtgedanken,
Der unter ihm die Schöpfung überstrahlt,
Ihm, wenn vom Donner noch umrollt die Cedern wanken,
In Nachtgewölke schon den Regenbogen mahlt:
Und, gleich getrost, mit Seher-Augen schaut
Ein Dichter um sich her, da wo die Höhen laut
Der Tiefe Jammerton verbreiten,
Weil Elemente nicht, weil Menschenheere streiten;
Weil blinder Aufruhr wild nach Dolch und Flamme greift,
Los jeden Frevel läßt, auf Gräuel Gräuel häuft,
Bis sich zum Thier herab ein Volk geschändet,
Und, was tollkühner Muth begann, Verzweiflung endet.

Zwar wehe dem — er hat kein Recht
An Menschenthränen mehr — der, wenn er sein Geschlecht
Erniedrigt sieht, von ihm die stolzen Blicke wendet,
Im Anschaun seiner selbst zufrieden, doppelt groß!

Wie sollte der Gefallnen Loos
Ein frommer Sänger nicht beklagen?
Er trauert, weint um sie; doch ohne zu verzagen.

Die Muse, stets gewohnt, aus gegenwärt'gem Leid
In frohere Vergangenheit,
In hell're Zukunft sich zu träumen;
Sie, deren Wink gestorbnen Bäumen
Den Ast umlaubt, und Reif und Schnee
Verschwinden heißt, damit auf frischem Klee
Bekränzte Hirtenmädchen hüten —
Die Muse ruft, wie den geflohnen May
In öde Felder, so der Tugend reinste Blüthen
Zurück in eine Welt voll Büberey.
Sie darf der Vorzeit nur gebieten:
Alsbald entsteigt ein graues Alterthum,
Gekrönt mit seiner Völker Ruhm,
Den Gräbern; hohe Thaten drängen
An Thaten sich, begrüßt von göttlichen Gesängen.
Was einst am Nil, am Ganges, in Athen,

Und wo die Tiber fleußt, wo Sparta kämpfte, schön
Und gut und edel war, muß wieder auferstehn.
Erzogen von der Weisheit, gehn
Die Künste schwesterlich durch lachende Gefilde;
Verläugnung, Männersinn, Gerechtigkeit und Milde,
Die man auf Thronen oft, in Hütten öfter sah,
Vereinen sich zum ehrenvollen Bilde;
Und vor der Muse steht die beßre Menschheit da.

Des Menschen Seele ward mit Kräften ausgerüstet,
Im Wirken rastlos, wie der Elemente Kraft;
Und so wie diese bildet, schafft
Und ordnet, aber auch verwüstet —
So, wenn im Sturm der Leidenschaft
Die Seele tobt, zernichtet sie die Werke
Der ruhigen Vernunft; so bricht des Geistes Stärke,
Geschwellten Strömen gleich sich eine neue Bahn,
Verkehrt Gesetz und Recht, und denken wird zum Wahn;

Die Phantasie entbrennt; nicht rascher wüthet
Im Lande Libyens, am weggezehrten Fluß
Der Feuerstrahl des Sirius,
Der Blatt und Knospe tilgt, und Ungeheuer brütet.
Doch jenes mächtige Gefühl in unsrer Brust,
Das zwischen Lieb' und Haß und Qual und Lust
Umher uns treibt, das innre Licht
Verdunkelt, Hohn der Weisheit spricht —
Dasselbe stählt den Muth, reißt uns von niedern Dingen
Gewaltsam los, um Größres zu erringen.
Was in uns denket, forscht, im Forschen sich verliert,
Aus Zweifeln uns in Zweifel führt,
Bis der verwesne Geist nicht mehr den Rückweg findet,
Bis Hoffnung ihn verläßt, und guter Glaube schwindet,
Dasselbe, Himmelab verliehn,
Geleitet unsern Gang, macht unsre Schritte kühn,
Der Wahrheit nachzugehn, trägt über ferne Meere,

Von Pol zu Pol, Gesetz und Weisheitslehre.
Wenn oft vor einem ganzen Heere
Berauschte Phantasie mit ihrer Fackel schwärmt,
Und Königsburg und Tempel und Altäre
Sich dann im Blute baden, so erwärmt
Ihr beßres Feuer, gleich wohlthät'gen Sonnen-
blicken;
Wohin der Wiederschein der reinern Flamme fällt,
Da muß zum Eden sich die nackte Heide schmücken;
Da läßt ein seliges Entzücken
Von rauhen Dornen uns, in dieser Schattenwelt,
Des Paradieses Rose pflücken.

Mag denn das Göttliche, das sich im Men-
schen regt,
Wenn laut sein Herz beym Nahmen Freyheit
schlägt,
Mag es in zügellosen Horden,
Zum Fiebertraum, zur Raserey geworden,
So wie dem Herrscher-Zwang, sich jeder Pflicht
Entziehn, die Unschuld vors Gericht
Der Bosheit stellen, und zum Spiel die Brü-
der morden!

Des Brutus unbewegten Sinn,
Rief ihn die Freyheit nicht zur Heldentugend hin?
Befahl nicht sie den größten Seelen,
Für eines Cäsars Glanz und einer Welt Gewinn
Verbannung, Schmach und Tod zu wählen?
Ist, weil, von Leidenschaft bethört,
Oft ein Tyrannenfeind sein Vaterland verheert,
Weil Räuber sich zu Patrioten zählen,
Darum Tells blut'ger Pfeil und Hermanns Schwert
Des Lobs der Edlen minder werth?
Mag prahlende Vernunft, den Himmel zu bestürmen,
Ein Riesenwerk zusammen thürmen,
Das, wenns der Wolke naht, im Innersten erbebt,
Und unter seiner Last die trotzige begräbt!
Wie manches Volk, das, angekettet
Von Bonzen-Trug und Tyranney,
In tiefem Dunkel saß, hat aus der Sklaverey
Vernunft ans Tageslicht gerettet!

Wahr ists: Ein wildes Meer, das seine Riegel bricht,

Der schnell erwachte Sturm, die Wolke, die zerrissen
Ein Land ersäuft, ist so verderblich nicht,
So nicht, mit seinen Feuergüssen,
Der hochaufflammende Vesuv,
Wenn er, was die Natur zum Garten Gottes
schuf,
Mit Macht und Graus bedeckt, als die den Finsternissen
Entstürzte Lasterbrut, die weit und breit
Den Zepter führt, Gerechtigkeit
Und Tugend bannt, Verräther lohnet,
Den Greis am Stabe nicht, den Säugling nicht
verschonet,
Und unverletzlich doch, bewacht von Henkern,
thronet! —
Wer, wenn er selber nicht den Taumelkelch geleert,
Wenn er aus eines Menschen Munde
Noch einen Gruß, an seines Freundes Herd
Noch einen Druck der Hand begehrt,
Wer kann die Brüder so im Bunde
Mit allen Höllengeistern sehn,
Und trocknen Augs vorüber gehn?

Verwaist auf Erden, schleicht die kleine Zahl
der Guten,
Stilljammernd; ihre Herzen bluten,
Wie Deins, geliebter Gleim! — O klage nur,
Du, der so treulich sucht, um jede Spur
Von edler Menschheit aufzufinden *),
Der einsam, in umbüschten Gründen,
Wo Frühlingshauch die Flur erneut,
Wo Lerchen steigen, Blumen sprossen,
Sich aller seiner Mitgenossen
An Gottes schöner Sonne freut,
Und auf der Winterau' ein Sterbelied
Dem Veilchen singt, das neben ihm verblüht **). —
O klage nur um unsre Brüder!
Groß ist ihr Elend, groß! bald aber schmücke
wieder,
An deiner Grazien Altar,
Die goldne Leyer und das Haar,

*) Gleim spürte jeder wahrhaft edeln That nach, um das Bildniß desjenigen, der sie verrichtet hatte, in seinen sogenannten Musen-Tempel aufzunehmen.

**) S. Gleims Lied: An ein Veilchen im Februar.

Das Ruhmvoll unter Lorbern bleichte;
Nimm jenen Kranz, den einst beym Rosenschein
Des Maytags dir die Muse reichte,
Zum Sänger dich in ihrem Hain,
Zum Genius der Menschheit dich zu weihn;
Damit, wenn, rings von Ungewittern
Umlagert, auch die Starken zittern,
Du stehen möchtest, und dem Schreyn
Der Zwietracht, der Gewalt'gen Dräun
Mit Liedern dich entgegen wagen,
Den Guten, unter Feyerklang
Der Saiten, Trost und Hoffnung sagen,
Und, deiner Sendung voll, in strafenden Gesang
Den Muth des Frevlers niederschlagen!

In das Stammbuch der Frau von * *,

welche in ihrer ersten Jugend dann und wann zum Spiel die Schaafe weidete, im Nahmen einer andern, die wirklich in ihrer Kindheit ein Hirtenmädchen war.

Auf des Kandels grünem Gipfel *)
Trug ich Hirten-Hut und Kranz,
Sang ich mir zum Abendtanz;
Und des Walds besonnte Wipfel
Und die Büsche rings um mich
Tanzten mit und freuten sich.
O der guten Schäfer-Sitte!
Welch ein stilles, reines Glück!
Oft noch wünsch' ich in die Mitte
Meiner Heerde mich zurück.

---

*) Der Kandel ist ein zum Schwarzwalde gehörender Berg.

Dir, du Edle, Traute, Holde!
Ward ein glänzender Geschick;
Dennoch weilte gern dein Blick
Auf der Wiese frischem Golde,
Bey der Sonne Morgenstrahl;
Kindlich hüpfend durch das Thal,
Folgtest Du, gehüllt in Seide,
Lämmerheerden auf die Weide.

Immer blieb Dir jener Freude
Süßes Bild; und Deine Hand,
Die, wo sich der Quelle Rand
Mit bescheidnen Blümchen schmücket,
Ihren Hirtenstab umwand,
Diese liebevolle Hand
Hat die meine mir gedrücket.

An ***

im September 1794.

Könnt' ich singen, o Naide,
Wie ich einst, umtanzt von junger Freude, sang;
Dann, in meinem schönsten Liede,
Säng' ich jenen Sonnen-Untergang
Auf den väterlichen Fluren,
Als ich dort mein Kinder-Paradies
Wiedersah, und dir die Spuren
Meiner Knabenspiele wies.

Einsam stand ich, auf verarmte Beete
Strahlte matt die Abendröthe;
Keiner späten Rose Duft
Hauchte Zephyr in die herbstlich kühle Luft.
Minder lieblich als im Mayenglanze,
Nicht so lachend als im Erntekranze,

Doch voll Anmuth, bot das spätre Jahr
Sein zum Wohlthun nur geschmücktes Füllhorn
dar.
Sey willkommen, rief ich, wo der Apfel winket,
Purpurtrauben glühn, durch Laub die Pfirsich
blinket!
In der Höhe, tief im Thal, am Fluß
Hat Natur, auf allen Wegen,
Ihren Kindern deinen Segen
Hingestreut, daß unter fröhlichem Genuß
Sie erneuten ihren Friedenskuß.
Aber ach! die goldnen Früchte fallen,
Und Empörung schreyt, und Lästerungen schallen
In die Liebesstimme der Natur;
Denn mit Gotteslästerlichem Schwur
Droht ein Volk, dem auch sich Traubenhügel
färben,
Dem der Oelbaum grünt — die Erde zu ver=
derben.
Und es zog mit wildem Hohn
Durch verbrannte Saaten schon;
Jauchzend wirds am deutschen Rhein

Baum und Rebe niederstürmen,
Ernten dort im Obstbeladnen Hain,
Dann zerbrechen ihn und sich zum Bollwerk
thürmen.
Ach! wer hält den raschen Lauf
Des Verderbers, wer das Schwert des Wür-
gers auf?
Welche Tage vor mir, bang' und trübe!
Wie der fernste Blick im Dunkel sich verliert!
Ist es auch ein Gott der Liebe,
Der die Welt regiert?

Also klagt' ich; und in sanftrem Lichte
Trat der Mond einher, gelassen, still,
Mit des Freundes Angesichte,
Der uns trösten will.
Schwärzer ward der Ulme Schatten,
Heller neben ihm das Grün der Matten,
Ueberglänzet Bach und Teich;]
Jedes Blättchen ruhte — plötzlich im Gesträuch
Lispelts, und wo sich die Zweige regen,
Aus der Buchenlaube Dämmernacht

Schwebst du, o Naide, mir entgegen;
Froh in deinen Armen lacht
Unser Knäblein mit den frischen Wangen,
Das zum ersten Mahl den Silbermond entdeckt,
Und, das Lichtlein über ihm zu fangen,
Voll von kindischem Verlangen,
Hüpfet, und empor die kleinen Hände streckt —
O, bey deinem holden Neigen
Zu dem Knäblein hin, wie feyerlich das Schwei-
gen,
Als die Unschuld so nach ihrem Himmel wies!
O der Wonne, die mein Herz mich ahnden ließ!
Engel sah ich niedersteigen;
Heilig war die Erde weit und breit,
Andacht überall, und Baum und Busch geweiht.

Sprich, von wannen diese Seligkeit,
Wenn die Unschuld wir an unsern Busen drü-
cken?
Und von wannen das Entzücken
Einer Mutter, die sich ihres Säuglings freut? —
Süßer Glaube! Kommen wird die Zeit,

Da sich jeder bange, trübe
Tag in reinen Glanz verliert,
Und Gewölke nicht den Gott der Liebe
Mehr umhüllen, der die Welt regiert!

April und May.

Der April, dessen Regierung in wenigen Tagen zu Ende war, durchreiste vor seinem Abschiede die ihm anvertrauten Provinzen, um mit eignen Augen zu sehen, nicht was sie ihm, sondern was er ihnen noch geben könnte. Indessen schickte der May zur Uebernahme des Regiments allmählig sich an. Zur vorläufigen Besichtigung seines Reichs, ließ er auf einer Regenwolke, die halb von der Sonne beschienen wurde, sich langsam daher führen, und von ungefähr traf er im anmuthigen Breisgau mit dem April zusammen. Dieser hatte sich eben am Eingang eines kleinen Waldes niedergelassen. Vor ihm lag Freyburg, das lustige Städtchen, mit seinen Rebhügeln und Gärten; obwohl die ganze Ge-

gend umher einem Garten ähnlich ist, so lieblich wechseln Kornfelder und Matten und Gehölze mit einander ab. Dazu wird die Landschaft durch eine Menge von Dörfern und einzelnen Meyerhöfen belebt, zum Theil von waldichten Gebirgen umkränzt, und, damit es nicht an Ruinen fehle, zeigt sich auf einem der Gipfel das zerfallene Schloß der alten Herzoge von Zähringen. Auch hier dürfte wohl, nach dem Homer,

— — — — Selbst der Unsterblichen einer
Voll Bewunderung stehn, und herzlich sich freuen
des Anblicks.

Aber ihm, der am Eingang des Lustgehölzes das alles übersah, zog es die Stirn in traurige Falten. Auf seinen Lippen war Unmuth, oder vielmehr ein Gefühl von gekränkter Gutherzigkeit. Der May, um die Betrachtungen seines Freundes nicht zu stören, hüllte sich in seine Wolke; doch hatte jener ihn bereits wahrgenommen, und rief ihm zu: Werd' ich auch von dir verkannt, daß du ohne Gruß vorbeyziehen willst?

Meynest du vielleicht, es gehe mir, wie den meisten Regenten, die es verdrießt, ihren baldigen Nachfolger zu sehen? O glaube mir! wenn es in meiner Gewalt stünde, ich überließ dir heute noch die Herrschaft, wenigstens in dieser nördlichen Gegend; die für meine Sorge und Mühe zum Besten der Menschen mir so schlechten Dank weiß. In jenen Ländern, wo ich unter einem mildern Himmelsstrich meine Geschenke austheilen kann, halten die Bewohner mich in Ehren; da rühmen die Jünglinge, preisen die Mädchen mich nicht weniger als dich; da sangen vor zweytausend Jahren schon Dichter von mir, daß ich den Schooß der Erde öffnete, und Gras und Blumen hervorbrächte; sogar widmeten sie meinen Monat ihrer dem Meer entstiegnen Liebesgöttinn; und noch heiß ich am Tiberstrom und an den schönen Ufern des Arno, der g r ü n e, b l ü h e n d e, l a c h e n d e April. Auch an der Seine borgen sie meinen Nahmen, um das frohe Jugend-Alter zu bezeichnen. Hier aber ist meine Arbeit umsonst. Nicht als ob mir am Weihrauch der Menschen so

viel gelegen wäre; ihr Loben und Danken wollt ich missen, geläng' es mir nur, sie glücklich zu machen. Allein was hilfts, daß ich unter Lerchengesang überall Veilchen aufkeimen lasse, die Beete mit Primeln und Aurikeln, die Zweige mit Blüthen bedecke; daß der Rasen an der Quelle durch mich zu grünen anfängt, durch mich Hyacinthen und Narcissen duften, der Rosenbusch sein Laub, und der Weinstock Augen gewinnt? Anstatt daß sie, nach den langen trüben Winter-Monden, der kleinsten Blume sich freuen, schon am Dornenstrauch, wenn er ausschlägt, ihre Lust haben, und jede Stunde benutzen sollten, wo die wärmere Sonne sie anlacht, statt dessen murren sie, wenn dann und wann ein Schneegestöber oder kalte Winde sie erinnern, daß die Zeit der Rosen noch nicht gekommen ist. So verderben sie sich nicht nur die guten Tage, die wirklich da sind, sondern auch den Vorgenuß der besseren, die alles ihnen verkündiget, und schelten mich, weil ich nicht das Unmögliche thue, nicht den deutschen Himmel und Boden auf einmal in den italieni-

schen umschaffe, oder sie aus dem Winter unmittelbar in den vollen Frühling hinüber führe. Deswegen bin ich der unbeständige, veränderliche April; deswegen dichten sie menschliche Launen mir an, und geben vor, daß ich mit meinen eigenen Werken eben so umgehe, wie sie mit den ihrigen; daß ich die Lerchen herbeylocke, und, wenn ich ihres Gesanges müde bin, sie durch einen Sturm wieder verjage; die Veilchen, an welchen ich mich satt gesehen, im Schnee verscharre; oder aus Langerweile die Blüthen abschüttle, und Tulpen und Hyacinthen ersäufe; da doch meine Macht, gleich der deinigen, du allen Völkern Willkommner, sich nicht über Wind und Regen erstreckt, und wir, indem wir der Pflanzen und und Bäume pflegen, von den Gesetzen der Natur nicht minder abhängen, als die Erdbewohner; nur daß wir uns denselben williger unterwerfen als sie. Was ich am wenigsten begreife ist, warum man gar den ersten Tag meines Monats zum Narrentage macht, und, zur Feyer desselben die Leichtgläubigen mit albernen Both-

schaften umhersendet; gleich als wenn vergebliche Gänge bey ihnen etwas seltnes wären. Schicken sie doch das ganze Jahr hindurch, in jedem Monat, auf ähnliche Weise sich selbst und andre, bald hierhin, bald dorthin, um zu hohlen, was nicht zu haben ist! In den Vorzimmern vieler hochgebietenden Herren insonderheit sollte man glauben, daß sie wöchentlich ein Paar Mahl den ersten April spielten. Oft geschieht es auch, daß nicht der Klügere den Narren schickt, sondern umgekehrt; außer an Höfen, wo man das Spiel am beßten kennt, und mehr Feinheit dazu erfordert wird. — Sage nun selbst, fuhr der Redende fort, ob in einem Lande, wo ich dir so treulich vorarbeite, Wiesen, Wälder und Gärten so herrlich ausschmücke, ob es mir da nicht wehe thun muß, Zeuge von der Unzufriedenheit des großen Haufens zu seyn, und zum Lohn Verachtung und Spott einzuerndten?

Der May hatte sich auf seiner Wolke, die nun von der Sonne gänzlich erleuchtet war, dem

Klagenden genähert, und mit brüderlicher Theilnahme zugehört.

Deine Beschwerden, antwortete er, sind gerecht; wer aber von uns zwölfen, die wir dem Wechsel der Jahrszeiten vorstehen, wer hat nicht eben so viel Ursache, die Menschen des Undanks zu beschuldigen, oder sie wegen der Art, wie sie unsre Gaben empfangen und anwenden, zu bedauern? Mein Lob ertönt freylich am deutschen Rhein und auf den Schweizer-Alpen noch lauter als in den südlichen Ländern, wo die wärmeren Lüfte früher wehen. Bey den Deutschen erhielt ich sogar den Nahmen des Wonne-Monats; von allen ihren Dichtern werden mir Lieder angestimmt; zu allem, was man reitzend schildern will, nimmt man die Gleichnisse von mir; Greise hoffen auf mich; Knaben und Mädchen können sich kaum bis zu meiner Ankunft gedulden; und dennoch, wenn ich erst unter ihnen bin, freuen sich meiner die Wenigsten so, wie es ihre lange Sehnsucht erwarten ließ. Ich rede nicht von denen, welche den Kopf mit Staats-

und andern Geschäften angefüllt haben, und, weil sie außer diesen Geschäften nichts ihrer würdig achten, auf meine Blüthen und Blumen einen kalten, flüchtigen Blick werfen, als auf etwas, das man den Müßiggängern zum Zeitvertreib überlassen muß; noch von denen, die, selbst im Angesichte der schönen Natur, Geburt und Rang nicht vergessen, überall standesmäßig sich zeigen, und, wenn sie dann und wann meine Werke in hohen Augenschein nehmen, sie mit einer Miene anlächeln, als wollten sie mich ihrer Gnade versichern. Was darf ich von solchen mir versprechen? Oder was von dem Höfling, welcher nur Hof-Luft und Hof-Sonne kennt? Was von dem Weltmanne, der, nicht um mich zu loben, sondern um einen witzigen Einfall anzubringen, viel artiges über mich sagt? Der Korn-Juden, und derer die ihnen gleichen, mag ich gar nicht erwähnen, deren Spatziergänge lauter Besichtigungen sind; die alles, was sie anschauen, berechnen, und das Schöne bloß nach seinem Ertrage zu schätzen wissen. Kein Wunder, daß ich

diesen und mehrern ihres Gelichters wenig Freude geben kann! Aber oft jammert mich des, bey seinem guten Herzen, leichtsinnigen, eiteln Mädchens, wenn ich auch ihm meine Wonne vergebens anbiete, weil es von einem kleinen Wunsche zum andern hinflattert, und von tausend Dingen, die es begehrt, nicht eines recht genießt; wenn es über seinem und seiner Gespielinnen Putze meine Herrlichkeiten nur obenhin bemerkt; ihm selbst die Liebe nach und nach zum Spiel wird, und seine beßten Gefühle sich je länger je mehr verwöhnen, bis es zuletzt, als Gattinn und Mutter, für den seligsten Genuß des Lebens verdorben, keinen Sinn mehr dafür hat, an der Seite des Gatten hinauszugehen auf die sich begrasende Matte, in den neubelaubten Wald, und da den Jubel der Kinder zu hören. Mich jammert des ungenügsamen, unzufriednen Jünglings, wenn er, von Leidenschaften umhergejagt, immer will, was er nicht haben kann, immer seyn möchte, wo er nicht ist, im jungen Busen ein veraltetes Herz trägt, und

auf dem Rasen keine Ruhe findet, über welchem, an frisch grünenden Zweigen, röthlich und weiß die Blüthe hängt. Wo singt noch die Nachtigall treuen Liebenden? Wie selten lagert man sich noch mit jugendlichem Frohsinn auf blumichte Wiesen, oder tanzet im Schatten der Bäume! Die reinsten, einfältigsten Vergnügen sind aus dem wirklichen Menschenleben in die Schäferwelt der Dichter verbannt worden. Schade nur, daß selbst die Dichter es nicht alle redlich mit mir meynen; daß ihrer Viele nicht um meinetwillen mich lieben, nicht deswegen an meinen Quellen und Bächen wandeln, auf einsamen Wegen jede Spur von mir aufsuchen, und in dämmernden Gebüschen auf die Melodie meiner Vögel horchen, weil es ihnen wohlthut; sondern weil sie, gleich den Mahlern, mich zu ihren Schilderungen gebrauchen, weil ich sie zu Liedern begeistern soll. Nicht aus der Fülle des Herzens, das von meinen Wundern entzückt ist, besingen sie mich, sondern sie versetzen sich in dieses Entzücken, um zu singen; preisen mich, um gepriesen zu werden von

ihren Zeitgenossen und von der Nachwelt. — Wie viele, fragte der holde May, wie viele bleiben nun, die mir aufrichtig huldigen? Klein ist die Zahl der edleren Seelen, die rein genug lieben, um der mildern Spende der Natur sich im Innersten zu freuen; die jene Lauterkeit bewahrten, ohne welche die sich enthüllende jungfräuliche Rose minder gefällt, und jenen Frieden, der allein ins Lied der Nachtigall süßen Trost und höhere Ahndungen legt. Mir aber sind die wenigen genug. Und sollten wir Unsterbliche nicht einmal so weise seyn, wie unter den Sterblichen die weiseren Dichter und Künstler, die auf den Beyfall der Menge keinen Anspruch machen; die, wenn in Bildern oder Gesängen sie das Schöne darstellen, mit der Belohnung zufrieden sind, daß hier und dort ein Geweihter ihr Werk im Stillen segnet?

So sprach er. Da trat im nächstangränzenden Dorf ein Greis vor seine Hütte, sein kleinstes Enkelchen auf dem Arm. Ein älteres hüpfte mit einem Strauße von Wiesenblumen ihm entgegen. Er sah wechselsweise die Kinder, die blühenden

Baumäste, das Gärtchen neben der Hütte mit den vollhangenden Johannis- und Stachelbeersträuchen, und den Abendhimmel an, welchen einzelne Frühlingswolken bedeckten. Weit entfernt, das mindeste noch zu begehren, schien er vielmehr sich zu wundern, daß er des Guten so viel hätte; und obwohl er in dem Augenblicke nicht eigentlich dankte, so war doch in seinem heitern Lächeln und gen Himmel Sehen mehr, als in der besten Danksagungsformel. — Dem April, auf dessen Stirn bereits die Nebel verschwunden waren, überstrahlte nun Fröhlichkeit das Angesicht. Schnell erhob er, im Glanze der untergehenden Sonne, sich von der Erde, und setzte, begleitet von seinem Nachfolger, die angefangene Reise fort.

* * *

Beylage.

Den Ursprung des Aprilschickens hat man bisher mit vieler Mühe zu erforschen gesucht; aber nichts als Muthmaßungen herausgebracht.

Bekannt ist es, daß Viele solches vom Herumführen Christi, von Pilato zu Herode und von Herode zu Pilato herleiten. Die Franzosen scheinen diese Gewohnheit nicht zu kennen, wenigstens find' ich in keinem Wörterbuche etwas davon, selbst nicht in dem von Richelet; indessen sagen sie sprichwörtlich: Faire manger du poisson d'Avril, anstatt (wie es das Dictionn. de Trev. erklärt) tourmenter quelqu'un, en lui faisant faire différentes courses. Jenes Dictionnair setzet hinzu: Le mot poisson se met ici pour passion, par corruption, et le proverbe est fondé sur une allusion froide à la passion de notre Seigneur J. C., qui arriva vers le mois d'Avril etc. Diese Deutung des Französischen Sprichworts unterstützet die obige Herleitung, welche Adelung einen wunderlichen Einfall nennt. Auch mir ist sie anfänglich so vorgekommen, bis ich daran gedacht habe, wie gewöhnlich es vor Alters gewesen, die wichtigsten Wahrheiten der Religion launicht zu behandeln, und ihre heiligsten Gebräuche mit Possen zu vermischen. Noch in meiner Kindheit

erzählten die katholischen Prediger am ersten Ostertag ihr sogenanntes Oster-Mährchen, welches eine drollichte Anspielung auf die Auferstehungsgeschichte enthielt, je lächerlicher, je besser. An verschiedenen Orten hielt man vor wenigen Jahren noch am Palm-Sonntag eine Procession in der Kirche, und führte bey derselben einen gemachten Esel, worauf ein hölzerner Christus saß, herum. Knaben in Chorhemden begleiteten ihn. Diese mußten, so bald ein gewisser Gesang angestimmt wurde, ihre Hemde schleunigst über den Kopf abstreifen, und wer der Letzte war, hieß das ganze Jahr hindurch der Palmesel. Nach geendigter Procession stand der Esel im Portal der Kirche, wo man, vielleicht in älteren Zeiten aus Aberglauben, in späteren zur Belustigung, Kinder darauf setzte, welche der Sacristan für ein Trinkgeld auf und ab reiten ließ. In einer der größten Städte Deutschlands sah ein Freund von mir ein feyerlichen Umgang. Nicht weit vom Hochwürdigen zog ein förmlicher Harlekin mit der Pritsche, der allerhand Sprün-

ge und Gaukeleien machte, die Aufmerksamkeit an sich. Mein Freund nahm alle seine Ernsthaftigkeit zusammen, und fragte nach der Bedeutung dieser lustigen Person, worauf er zur Antwort erhielt: Es wäre der König David, welcher vor der Bundeslade hertanzte. — Wenn ich mir zu den jetzt erzählten Thatsachen andre ähnliche, insonderheit die ehemals am Charfreytag üblichen Dramas, oder, richtiger, Travestierungen der Passion gedenke, so wird es mir weniger unwahrscheinlich, daß denen, die auf jene Ungereimtheiten verfallen konnten, auch das Herumschicken von Pilato zu Herode einen Anlaß zur Kurzweil gab. Ich erkenne darin denselben Geist.

„Andre", sagt Adelung, „leiten es (das Aprilschicken) von einem Feste her, welches in dem Heidenthume dem Gotte des Lachens gewidmet gewesen, vergessen aber dabey zu beweisen, das dieser Gott, oder dessen Fest den Deutschen jemahls bekannt gewesen." Der Mangel des Beweises, den Adelung fordert, scheint mir, so lange man nicht das Gegentheil darthut, diese zweyte Muth-

maßung keinesweges zu entkräften. Meines Erachtens kommt es darauf an, ob jenes Fest wirklich im April gefeyert worden ist. Warum könnt es in solchen Fällen nicht eben so gut von den Deutschen nachgeahmt, oder von benachbaren Völkern zu ihnen gebracht worden seyn, als die Bachanalien, welchen wir doch wohl ohne Zweifel unsre Fastnachts-Mummereyen und Lustbarkeiten zu verdanken haben?

An den Freyherrn von Zink

in Emmendingen, am 8. Jänner 1795.

Indeß, o Freund, im harten Gleise
Durchs öde Thal Dein Wagen rollt,
Dank' ich der Sonne, die so hold
Herab auf deine Winterreise
Vom wolkenfreyen Himmel blickt,
Und selbst den rauhen Jänner schmückt.
So grüßet sonst, nach alter Weise,
Sie den zufriednen Pflüger nur,
Wenn auf die neubelebte Flur
Ein warmer Frühlingstag ihm winkt,
Und er ins Joch die Stiere zwingt;
So nur das Mädchen, das im Kreise
Der Hirten junge Blumen bricht,
Mit Birkenlaub den Hut umflicht,
Den Stab mit duftenden Violen;

Dem aber gilt ihr Lächeln nicht,
Der, Zins und Zehnten einzuholen,
Wie Du, von Dorf zu Dörfchen eilt,
Und Körner mißt, und Scheffel theilt,
Und vor Gewicht und Maaß und Zahlen
Den blauen Himmel und die Strahlen
Der Sonne kaum bemerkt — doch nein!
Dir glänzet jetzt im Morgenschein
Der zu Crystall gewordne Hain
Nicht minder herrlich; Dich begleiten
Die Lieblingssänger der Geweihten,
Horaz und Uz und Hagedorn;
Auch wartet auf Dein zehntes Korn
Schon manche Wittwe, manche Waise:
Wie sollten nicht bey ihrem Flehn
Gelindre Lüfte Dich umwehn?
Was gut ist, segnet Deine Reise,
Weil, wo du erndtest, Frucht und Wein
Dem Dürftigen, wie Dir, gedeihn;
Indessen Priester und Leviten
Oft durch die reichsten Felder gehn,
Wo sie, umwallt von tausend Blüthen,

Nichts als die zehnte Garbe sehn,
Und Brüder, die verlaßen stehn,
An den verweisen, der den Raben
Alltäglich ihre Kost bescheert;
Selbst aber, am besetzten Heerd,
Kein Brot den Hungrigen zu laben,
Kein Oel für fremde Wunden haben.

Noch einmal, Freund, der Sonne Preis
Und Dank! und über Schnee und Eis
Dir eine frohe Wiederkehr! —
Daß Dein Getreide nicht zu sehr
Der Scheune vollen Boden drücke;
Dein Becher den Betrübten mehr
Noch als den Ehrengast erquicke;
Verschämter Armuth Deine Thür
Sich leiser öffne, hinter ihr
Das Mitleid harre, das verborgen
Sein Werk verrichten will — dafür
Hilft Deine Gattin treulich sorgen.

Ihr Glücklichen! O gönnet mir
Die Lust, in meinem Winkel hier,

An Eurem Glücke mich zu weiden!
Mir schenkte nichts von Euren Freuden
Das Schicksal; nicht ein Stückchen Feld,
Das ich umzäune, wo ich pflüge;
Kein Plätzchen in der weiten Welt,
Zum Grasen nur für eine Ziege.
Was soll mir, bey des Nachbars Noth,
Mein wenig angekauftes Brot?
Nicht einen Trunk von eignen Reben
Kann ich dem müden Pilger geben,
Und Kinder, welche, vaterlos,
Am Schleedorn ihren Hunger stillen,
Nicht, wenn der Apfel reift, den Schooß
Mit Früchten meiner Bäume füllen.
Um dieser beßern Freude willen
Ward ich versucht, mir Euer Loos,
Mir Euren Zehnten, klein und groß,
Sammt Euren Hügeln voller Trauben,
Und endlich Haus und Gartenlauben
Und Wiesenwachs, und mancherley
Zu wünschen; heimlich schlich dabey
Der Wunsch ins Herz, von Kummer frey,

Mein Knäblein stattlich zu erziehen.
Mit diesen raschen Phantasien
War quälende Begierde da,
Und Fried' und Ruhe wollten fliehen.
Sie wichen schon; bald aber sah,
Beneben meiner kleinen Habe,
Genügsamkeit mich wieder an,
Und nickte freundlich und begann
Mir vorzuzählen jede Gabe
Des guten Himmels; fragte dann:
Ob Wünschelruth' und Talismann,
Wenn sie mit Schätzen mich umringten,
Mir Häuser bauten, Aecker düngten,
Und meinem Söhnchen ohne Müh
Ein Erbgut zauberten — ob sie
Mich, aller Sorgen, aller Bürden
Entledigt, mehr beglücken würden,
Als jetzt mein goldner Mittelstand?
Ob die Bedrängten nicht, bekannt
Mit meiner Schwelle, traulich kämen,
Und aus des heitern Gebers Hand
Ihr Scherflein ohne Seufzer nähmen?

Ob nicht, wo Einfalt redlich wohnt,
Das Morgenroth, der sanftre Mond
Die weißen Wände schöner mahlte,
Als im Gemach von Cedernholz
Den Purpur=Teppich, welcher stolz
Dem Sonnenglanz entgegen prahlte?
Und ob der marmorne Pallast,
Der kaum des Hausraths Menge faßt,
Dem Reichen jene Freuden brächte,
Die, still und häuslich, nur die Rechte
Der kleinern Wirthschaft sind; die oft
Mit mir, der wenig hat und hofft,
Mein Weibchen unbefangen theilet,
Weil sie bey dem, was früh und spät
Ihr Fleiß erwirbt, zufrieden weilet;
Ein unbedeutendes Geräth,
Das eckler Modegeist verschmäht,
In unsrer Hütte kindlich schätzet,
Am Wasserbecher sich ergötzet,
Den lächelnd sie zum ersten Mahl
Auf die bescheidne Tafel setzet,
Und wenn der silberne Pokal

Von meinem Gleim ihr festlich blinket *),
Sich reich an Kostbarkeiten dünket,
Wie ein Lucull im Göttersaal?

Mich schalt, o Freund, bey jeder Frage
Mein Herz; doch war die Reue süß,
Wie einem Jüngling, der die Klage
Des Mädchens hört, das er verließ;
Der seinen kurzen Wahn verschwöret,
Zurück zu der Geliebten kehret,
Und den gebrochnen Bund erneut.
Mit dieser wonnevollen Reue
Umarmt' ich wieder die getreue
Stets lohnende Genügsamkeit.
Seitdem hab' ich durch Wünsche nimmer
Das heilige Gelübd' entweiht,
Zu dienen ihr, die ohne Schimmer,
In Wenigem uns Alles beut;
Zu hangen fest an ihrem milden
Holdsel'gen Blick, auf ihren Ton

---

*) Ein Pathen-Geschenk meines Freundes.

Zu horchen, und mein Knäblein schon
Beym Kinderspiel für sie zu bilden.
Du kennest, Freund, den kleinen Wilden,
Wie er auf seinem Schaukelpferd
Die Welt vergißt, nichts mehr begehrt,
Und, wenn sein Roß sich nicht bequemet,
Den hölzernen Bucephalus,
Ein zweyter Alexander, zähmet;
Wie dann, im vollesten Genuß,
Mit frohem, lautem Ungestüm
Er hoch die Geißel schwingt, und ihm
Das Auge glüht, die Locken fliegen!
O dieses Auge darf nicht lügen,
Und könnt' es sich ein Rittergut
Erheucheln; dieser freye Muth
Sich knechtisch nicht in Fesseln schmiegen.
Damit der eiteln Größe Schein,
Selbst der von Thronen nicht ihn blende,
Nie ein gedungnes Ja und Nein
Des Jünglings reine Seele schände,
Soll den noch unverdorbnen Sinn
Mein stiller Gang durchs Leben hin

Im engen Häuschen täglich lehren,
Der unzufriednen Laune wehren,
Durch Arbeit mäßigen Gewinn
Sich schaffen, dulden, und entbehren.
Dann wird er einst, obgleich für ihn
Kein Baum und keine Saaten blühn,
Sich des von Lustgesang durchtönten
Kornreichen Thals mit andern freun,
Und ohne Zins und ohne Zehnten,
So wie sein Vater, glücklich seyn.

Antwort *).

Ja, Freund, das stille Glück des häuslich frohen Lebens —
Dies einzig wahre Glück! — schenkt nur Genügsamkeit:
Wem diese Tugend fehlt, der sucht vergebens
In dem, was Ueberfluß und Rang und Ehre beut,
Wohlthätige Zufriedenheit.
Sie würzt die magre Kost des Armen,
Sein spärliches Kartoffelmahl
Mit Wohlgeschmack, der oft den Schüsseln ohne Zahl

---

*) Ich glaub' es dem Andenken meines verstorbnen Freundes sowohl, als meinen Lesern, schuldig zu seyn, daß ich die poetischen Episteln des Herrn von Sink an mich, die sich in keiner gedruckten Sammlung befinden, unter meinen Schriften aufbewahre.

Auf Königstafeln fehlt; sie läßt sein Herz erwar=
men
In seiner Kinder Kreis, in seiner Gattin Armen.
Und Du, beym seligen Gefühl
Der Wonne, die sie giebt, bey Deinem Saitenspiel,
Du könntest Reichere beneiden? —
Schenkt Reichthum wohl die reinen Freuden,
Die Dir Dein Geist, Dein Herz, Dein kleiner
Fritz gewährt?
Hat für dein Vaterherz wohl etwas größern Werth,
Als des geliebten Wildfangs Jubeln
Sein kindlich frohes Thun, die Unbefangenheit,
Mit welcher er sich seiner Suppe freut,
Und Rosen unbewußt auf Deine Pfade streut? —
Mit Diamanten und mit Rubeln
Erkaufet Rußlands Herrscherinn
Nicht dies Gefühl, nicht diesen heitern Sinn!
Was gilts, ich sehe Dich, so ungeübt im Reiten
Du bist, mit Claudius und mit Agesilas *),
Im Schritt, Galopp, und Trab' und Paß

*) Agesilaus, König der Spartaner.

Den kleinen Reuter noch begleiten?
Nicht wahr? ein Ritt mit Deinem Fritz
Beglückt Dich mehr, als Haus und Garten,
Als Zins und Zehenden, und als ein Rittersitz?
Die höhern Freuden, die noch künftig Dich erwarten,
Wenn sein Gefühl, sein Geist sich nach und nach enthüllt,
Beym Anblick der Natur des Jünglings Busen schwillt,
Wenn seine Seelenkräfte reifen,
Und seine Kenntnisse sich häufen,
Wenn er, geführt von Deiner Hand,
Das alte Latium, das alte Griechenland
Durcheilt, mit ihren Schätzen sich bereichert,
Und in dem Hochgefühl der eignen Geistes-Kraft
Sein kleines Glück, als Mann, sich lieber selber schafft,
Als vor den Großen kriecht, und dummen Gönnern räuchert —
Die Freuden sind wohl mehr als jene Schätze werth,

Womit ein Arouet sein stolzes Ferney schmücket,
Als alle Pracht, mit der ein Königsaal entzücket,
In dem ein feiler Schwarm Despoten oft verehrt.

Sey unbesorgt, o Freund, um deines Söhnchens Glück!
Er wird Genügsamkeit an Deiner Seite lernen,
Und nach der Höfe Glanz, nach Ordensbändern, Sternen
Und goldnen Schlüsseln sehn mit ungetrübtem Blick.
Laß immer ihn nicht Rittergüter erben,
Laß, wenn das Schicksal will, ihn arm, wie Butler, sterben;
Wird ihm zum Erbtheil nur Dein Herz,
Und deiner Muse leichter Scherz,
So wird er gern den Rath der Weisheit hören,
Und, was der Zufall ihm mißgönnt, vergnügt entbehren.

Wie glücklich, theurer Freund, ist nicht Dein Vaterherz!

Du weinst, und lächelnd scheucht Dein Fritz den
kurzen Schmerz;
Dich freut ein kleines Glück, er wird es mit
Dir theilen,
Und in den offnen Arm mit Lustgeschrey Dir eilen.
Du Glücklicher! beneiden sollt' ich Dich;
Wie überschwenglich reich bist Du nicht gegen
mich!
Mich weckt zu seligen Gefühlen
In meiner stillen Einsamkeit
Kein kindliches Geschwätz, das sich bey muntern
Spielen
Des jugendlichen Daseyns freut,
Und unbemerkt hinweg die finstern Sorgen plau-
dert,
Wenn oft mit ihrer Gunst Fortunens Laune
zaudert.
Was um mich her zu lachen scheint, ist Trug. —
O Freund, mein größtes Glück verschließt — ein
Aschenkrug! —
Seit sechszehn Jahren floß schon manche stille
Zähre

Auf jenes kleine Grab, das — meinen Carl umschließt,
Wird fließen, bis mein Geist den neuen Tag begrüßt,
Der in verklärter Geister=Sphähre
Des Erdenlebens Räthsel mir entschließt: —
Sie blutet frisch die aufgerißne Wunde,
Zerreißt mit namenlosem Schmerz
Das längst verwaiste Vaterherz! —

Wenn einst in jener ernsten Stunde,
Am Scheideweg, der Zeit und Zukunft theilt,
Mit nassem Blick Dein Sohn an Deinem Lager weilt,
Besorgt und liebevoll auf Deine Wünsche merket,
Sein holder Anblick noch Dein brechend Auge stärket,
Werd' ich am meinigen die Habsucht lauern sehn,
Und unbeweint aus diesem Leben gehn.

Vertauschtest Du wohl Deine Vater=Triebe,
Wohl den Genuß der treusten Gegenliebe

Mit Zinsen, Aeckern, Wiesen, Geld? —
Nein! rufst Du aus: Nicht um die halbe Welt!
Freund, Du hast Recht! — Doch keiner von
uns beyden
Wird je des andern Glück beneiden.

Der Junker und sein Kutscher.

„Da haben wirs"! rief der Kutscher, welcher seinen alten Junker, einen verabschiedeten Obristen, bey finsterer Nacht über eine große Haide führte. „Da haben wirs! Mit der verdammten Laterne! Sagt' ichs doch gleich, daß ich mit dem einfältigen Lichte mich verirren würde! Im Dunkeln wäre mir das nicht begegnet". Nun! schrie der alte Herr, dem das Verirren nichts neues war: So blase das Licht aus, und mache die Augen noch obendrein zu, wenn du nachher besser siehst! Genug, wenn wir nur an Ort und Stelle kommen! Darauf wandt' er sich mit einem triumphirenden Ton zu seinem Neffen, der ihn begleitete. Merkt Euch das, Vetter! das ist Eure Aufklärung. „Die Aufklärung mancher", versetzte dieser, „mag es seyn; die meinige nicht." Er wollte fortreden, als ihn der Kut=

scher unterbrach, und mit einer Menge von Flüchen betheuerte, daß er sich nicht weiter zu fahren getraute. Rechts und links wären hundert Wege, die sich kreuzten; einer so unzuverlässig als der andre. Zuletzt könnt' er noch auf das Moor gerathen, und mit Wagen und Pferden versinken. Ich muß warten, fügte er hinzu, bis der Mond aufgeht. — „So recht", sagte der Neffe. „Sehen Sie, lieber Oheim: Das ist meine Aufklärung! Nicht eine Handlaterne, die auf wenige Schritte nur leuchtet, nur das einzelne Fleckchen hell macht, wo man sie hinträgt, sondern Mondenschein vom blauen Himmel, der über die ganze Gegend sich verbreitet, Vieles zwar im Schatten läßt, aber jedem so viel Klarheit giebt, als er braucht, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Sonnenlicht ist freylich noch sicherer; allein unser Leben hier ist eine nächtliche Reise, und, den vollen Glanz zu ertragen, unser Auge noch zu schwach. In der Zukunft erst werden diejenigen, welche den Mondenschimmer benutzen, dahin gelangen, wo man der Sonne sich freut."

Am ersten May.

Der Freyfrau von **.

Im Emmendingen.

Holder, lachender May!
Tragen auf den zarten Schwingen
Deine Zephyrs dich herbey,
Nur, um Freude zu bringen,
Liebesknoten zu schlingen,
Tanzende Hirtenmädchen zu sehn?
Willst du, mit der spielenden Rechten,
Nur die Wiese mahlen, Kränze flechten,
Nur auf frisch belaubten Höhn
Unter Nachtigall-Gesängen gehn?

Holder, liebender, nein!
Wenn der thauende Morgen
Kaum beginnt, so warten höhere Sorgen

Weit umher auf allen Fluren dein.
In der Blüthen schöne Hülle
Birgst du süße Früchte die Fülle;
Wo der Halm aus grünenden Feldern steigt,
Wo die Rebenknospe sich zeigt,
Da bereitest du, mit lächelnden Blicken,
Most und Korn, die Erde zu beglücken.

Mild ernährender May!
Deine reinste Wonne sey
Für die Wenigen, welche dir gleichen!
So wie zwischen duftenden Gesträuchen
Du voll Anmuth gehst,
Und den Weg mit Blüthen übersä'st
Bey der Hayne Melodie;
Also wandeln sie,
Leichten Schritts, dahin durchs Leben,
Scheinen Freude nur zu nehmen und zu geben,
Welkende Blumen nur zu streun auf ihren Pfad;
Aber im Verborgnen heben
Ihre Seelen sich zu edler Menschenthat;
Unter Scherz und Liedern

Schaffen sie Trost den leidenden Brüdern;
Werfen mit ihrer segnenden Hand
Ueber das Gute des Schönen Gewand;
Sinnen und dichten und wirken im Stillen,
Was die kommenden Zeiten enthüllen.

Werde grüner, o Wald!
Haschet euch, ihr jungen Weste!
Tönt ein neues Lied, ihr Aeste,
Das von jenen Hügeln wiederhallt,
Wo, die Thäler zu erfreuen,
Eine Tochter des Mayen
An der Bretma lustigem Ufer wallt!
Liebliche Blüthen, fallt
Sanft herab zu ihren Füßen!
Denn wohin mit wonnigem Grüßen
Sie sich wendet, läßt ihr Blick
Keimende Früchte des Wohlthuns zurück.

Grabschrift zweyer Schwestern,

welche in ihrem blühendsten Alter, an derselben Krankheit, bald nach einander starben.

Sie flochten unschuldvoll am Kranz der Jugenfreude;
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Friedenspalme wehn;
Und sie umarmten sich: „Komm, Schwester!“ sagten beyde:
„Der Engel winkt uns, heimzugehn.“

Theater-Reden

für die Illenbergersche Schauspieler-Gesellschaft, gesprochen zu Freyburg im Breisgau von Madame Dobler.

1.

Prolog bey Eröffnung der Bühne, im Februar 1796.

Der Schauervolle Krieg, der mit des Franken Blute
Das Blut der wackern Deutschen mengt;
Hier Rosengärten tilgt, und Saaten dort versengt;
Von dessen gift'gem Hauch das Schöne wie das Gute,
Wo nicht im zarten Keim verdirbt,
Doch, wenns empor gegrünt, mit seinen Früchten stirbt —

Der Schauervolle Krieg verheeret
Nicht unter Obstbeladnen Bäumen nur
Die Mutterwerke der Natur
Und ihrer Kinder Fleiß auf frisch gebauter Flur;
Die mildern Künste selbst, genähret
Im Frieden an der Freude Brust,
Erzogen zu der Völker Lust,
Die mildern Künste selber wallen,
Wo ihre Werkstatt Raub und Frevelthat entweihn,
Nicht sichern Fußes mehr. Verscheucht, wie Nachtigallen,
Wenn tief in ihren stillen Hain,
Von Hirten sonst begrüßt, an Lieder nur gewöhnet,
Der Männer Feldgeschrey, des Roßes Wiehern tönet —
Verscheuchet ziehn am öden Rhein
Die unbefangnen Göttermädchen
Umher, ob irgend noch ein Städtchen
Sie bergen will. — Und so, mit unsrer Kunst,
Mit unserm oft gehemmten Spiele,

Durchirrten wir der Länder viele,
Bis — O wir hofften nicht umsonst auf Eure Gunst! —
Bis wir es wagten hier ein Obdach zu erflehen,
Um ruhig, wenn ein Frühlingsstrahl
Uns wieder leuchten soll, entgegen ihm zu sehen.

Wir kommen, wenig an der Zahl,
Weil Mißgeschick und Furcht vor Uebeln, die uns dräuten,
Die größre Heerde längst zerstreuten:
Darum erwartet nicht im bunten Feen-Saal
Der Oper festliches Gepränge,
Nicht Mozards Saitenklang und zaubrische Gesänge —
Denn ihm, dem Genius der Zeit,
Der sich — Ihr Gönner, o verzeiht! —
Zu sehr des Wunderbaren freut,
Ihm können wir für jetzt kein Opfer bringen.
Kein Papageno wird im Federputze singen,
Mit Abentheuern Euch kein Oberon umringen.
Was aber mehr dem Herzen sagt,

Als leerer Pomp; wie treue Liebe klagt,
Der Unschuld reiner Blick zum Himmel sich erhebet;
Ein fester Sinn da, wo der Feige bebet,
Gerecht und wahr, sich selber traut,
Und sorglos in die Nacht der Wetterwolke schaut;
Was nicht in Tönen bloß dem Ohr vorüberschwebet,
Was durch lebend'ges Wort den guten Seelen Kraft
Und Trost gewährt, und beßre Bürger schafft;
Auch muntern Scherz, der zwar kein rothes Käppchen trägt;
Den aber gern die Welt der Klügern höret,
Weil er, von Grazien gepflegt,
Uns lächelnd hohe Pflichten lehret:
Ihr Gönner! das geloben wir;
Und überall soll uns Natur und Einfalt leiten.

O nehmt uns auf, wie man in jenen Zeiten
Die Schauspielkunst empfing, als noch, von fremder Zier

Entfernt, sie Stadt und Dorf entzückte,
Noch ohne Sänger=Chor und ohne Kleiderpracht
Ihr kleineres Gerüst mit grünen Zweigen schmückte!
Da wurde herzlicher geweinet und gelacht,
Und tiefer in die Seelen drückte
Sich jeder Weisheitsspruch. —
Nicht Beyfall, nur Gedult,
Ihr Gönner! Wenn uns Eure Huld
Die Arbeit lohnt, so wird sich unser Häuflein mehren;
Und dann in vollen, lauten Chören
Hier unsern Dank! Mit neuer Melodie
Soll über uns die Luft sich füllen,
Der Bühne täuschende Magie
Das Reich der Schatten Euch und den Olymp enthüllen.

2.

Abschiedsrede.

Im May 1797.

Den alten Spruch: „Es sey das Leben hier
Nur eine Pilgerschaft zu nennen;

Ein Kommen nur und Gehn, sich finden
und sich trennen:"
Wer lernt ihn täglich so beherzigen als wir,
Die stets ein fremdes Dach empfängt, am frem=
Heerd
Des Glückes Eigensinn, des Zufalls Grille nährt?
So weit wir unsre Kunst und ihren Ursprung ken=
nen,
War immer ihr dasselbe Loos bescheert;
Der ersten Bühne Principal
Sah man sein kleines Personal
Bereits umher auf einem Karren führen,
Und rohen Bauern oft, beym lust'gen Bacchanal,
Die Helden Griechenlands in Liedern vortragieren,
Um schlechten Lohn, doch minder kümmerlich,
Als unter uns; warum? es brauchte wenig
Zur Oper noch; der Held und König
Trat barfuß auf; Göttinnen mahlten sich
Die Wange, statt Pariser Schminke,
Mit Hefen, und die Macht geheimer Zauberwinke
Verwandelte die Scene nie.
So reisten, ohne Gold und ohne Wechsel, sie,

Voll hohen Muths, Begeistrung in den Blicken,
Von Dorf zu Dorf; ein jedes gab genug:
Die ganze Garderobe trug
Der Virtuos' auf seinem Rücken;
Und, o wie leicht, wie fröhlich wird der Zug,
Bey leerem Beutel selbst, wenn keine Schulden
drücken!

Ach! aber unsern Pilgerstand,
Seitdem die fein're Welt ein beßres Spiel begehret,
Seitdem die Mode Perl' und Band
Und Federbusch und Galakleid erfand,
Wie haben Noth und Arbeit ihn erschweret!
Der Karren wurde bald zum größeren Gerüst;
Mit Sängern paarte sich der Tänzer und Statist;
Es folgten schön geschmückte Bühnen,
Orchester, Vorhang und Maschinen,
Theater-Pomp und Feerey.
Da gabs der Aemtchen mancherley,
Vom Solo-Geiger bis zum raschen Paukenschläger,
Vom Architeckt zum Zettelträger,
Und eine Sorge rief die andre nun herbey.

Wird Sorge Kummer erst, geht freyer Muth
verloren,
Weil im Gefolg erwachter Creditoren
Der böse Dämon droht, sein Debet in der Hand,
Der einst vor Theodor, dem Corsen-König
stand; *)
O dann — jedoch zu weit verirrt sich meine Klage —
Verzeiht, ihr Gönner, uns an unserm Abschiedstage
Den Wunsch, indem wir ohne Scheu,
Was die Coulisse birgt, getreu,
Obschon mit schwachen Farben schildern,
Des Kenners Richterspruch zu mildern!
Wir wissen: Oefters ward des Schauspiels Gang
gehemmt;
Wir selber fühlten unsre Schwächen;
Allein der Busen war beklemmt,
Und sollte doch im Ton der Freude sprechen.

O mögen jene Freuden all,
Die wir Euch nicht gewähren konnten,

---

*) In der bekannten Oper: Il Rè Teodoro.

Beym Frühlingsruf der Nachtigall,
An grünen Ufern, auf besonnten,
Mit Blüthen überdeckten Höh'n,
Im Hauch des Zephyrs Euch umwehn,
Umtanzen Euch auf neubegrasten Weiden! —
Lebt wohl! und gönnt der mangelhaften Kunst,
Zum Troste noch, bevor wir scheiden,
Ein kleines Zeichen Eurer Gunst!

An den Freyherrn von Zink in Emmendingen.

Freyburg, am 2. Februar 1796. *)

Hier, wo dein Schattenbild, du Lieber,
Vertraulich sich zu mir gesellt,
Der kleinen Tafel gegenüber,
Die, sanft vom Morgenlicht erhellt,
Um langer Trennung Quaal zu lindern,
Mir Schlossers Bild in seinen Kindern
Lebendig vor die Seele stellt;

---

*) Emmendingn, diese kleine angenehme Stadt, drey Stunden von Freyburg, wurde zu der Zeit öfters von mir besucht, als mein Freund Schlosser dem dortigen Oberamte vorstuhnd.

Die Witterung im Februar 1796 war so gelind, daß man den Frühling weit eher als gewöhnlich erwartete.

Hier duftet mir ein Strauß von frühen
Schon offnen Veilchen — wie sie blühen!
Du glaubtest nicht, daß sie verzagt
Der Wintererde sich entwagt —
Und jedes schmeichelt mir, und sagt:
Es werde bald, von Melodien
Umtönt, der Blüthenvolle Hain
Dein Wiedersehn mir prophezeihn.
Jedoch bevor aus seiner Hülle
Das erste Laub der Birke dringt,
Wenn kaum hernieder in das stille
Verlaßne Thal die Lerche singt,
Dann ebnet schon die Sehnsucht mir
Den kurzen Weg, o Freund, zu dir;
Den Weg der Wonne, den vor Zeiten
Für mich die schönsten Götter weihten,
Als mancher hergeflogne Brief,
Zu manches Festes holder Feyer,
Mich noch in Schlossers Arme rief.
O meinem Herzen wie so theuer
War deine Flur, dein Städtchen da!
Wie jedes Dörfchen, das ich sah,

Mit jedem Zaun und jedem Stege,
Mir so bekannt auf diesem Wege!
Wie hell vom reinen Himmel schien
Die Sonne dort ins frische Grün!
So boten die bekränzten Matten
Der Heerde nirgend ihren Schatten!
Auch dann, wenn dürre Stoppeln nur
Die Felder, wo ich einsam fuhr,
Bedeckten, wenn bewegt vom Sturm
Die Wälder heulten, Dorf und Thurm
Vor mir im tiefsten Nebel lagen,
Auch dann, in ihrer Herbstgestalt,
Erheiterten sich Wies' und Wald;
Denn Liebe lenkte meinen Wagen.
Sogar in Nächten, wo kein Stern
Den rauhen, kalten Himmel schmückte,
War mir das Lämpchen, das von fern
Aus einem Hüttenfenster blickte,
Wie Mondesschimmer unterm Dach
Von Lindenblüthen. — Aber ach!
Die bange Stunde schlug; ich drückte
Des Freundes Hand, die mich beglückte,

Zum letzten Mahl; da tönte schwach
Mir am verstummten Mühlebach
Des Finken Lied; da regte sich
Die hohe Pappel schauerlich;
Die Blümchen flüsterten den Weiden
Ihr Lebewohl, und wollten scheiden.

Seit jener Stunde lockten mich
Auf meinem so geliebten Wege
Vergebens Nachtigallenschläge;
Die Sonne kam, die Sonne wich:
Matt war ihr Glanz, die Sternlein trübe;
Doch weinend pries ich noch die Liebe.

Und die Getreue sandte dich;
Sie ließ in goldner Morgenstunde
Den ersten Trost aus deinem Munde
Mich hören; und der erste Thau
Erquickte wieder Feld und Au;
Wie vormals war der Himmel blau,
Der Busch von leichtgeschwingten Westen

Durchsäuselt, und zu kleinen Festen
Lud wieder mich dein Städtchen ein.

Darum, o Freund, gedenk' ich dein
Bey diesen Veilchen; dir allein
Verdank' ich jedes süße Hoffen,
Verdank' ich, daß von neuem offen,
Wie Blumen, die ein Zephyr küßt,
Mein Herz den Frühlingslüften ist.
Wer, wenn ich traurig weggewandt
Von jungen Rosenknospen stand,
Wer eilte mir, wie du, entgegen?
Dir war des Freundes Klage werth;
Du winktest mich an deinen Heerd,
Als hätte Schlossers Brudersegen
Ein Plätzchen da für mich erfleht —
Und o, er thats! Zum öftern geht
Er noch, in der Erinn'rung Träumen,
Wehmüthig unter jenen Bäumen,
Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern froh umtanzt,

Wo Gottes Luft ihm sanfter wehte,
Und lispelnd sein Gefühl erhöhte,
Zu ahnden, was den reinen Geist
Beseligt, Wahn den Thoren heißt;
Dort geht in grünen Dämmerungen
Stillsinnend, Arm in Arm geschlungen,
Mit seiner Gattin er, und zeigt
Dahin, wo lustig zwischen Reben,
Von buntem Wiesenplan umgeben,
Empor dein Gartenhügel steigt;
Und beyde lächeln dann, und senden
Dir leisen Gruß im Abendglanz,
Weil du mit nimmer laßen Händen,
Sobald die Rosen mir im Kranz
Der Freude welken, neue findest;
Wenn aber alle dir verblühn,
Um meine Leyer Wintergrün
Nebst ewig frischer Mirthe windest.
Und hat dein eigner Saitenklang
Durch ungekünstelten Gesang
Nicht oft die Muse mir versöhnet,
Nicht jede Sorge weggetönet?

Freund! O wie Vieles gabst du mir!
Nimm, weil ich nichts zu geben habe,
Zufrieden einst von meinem Grabe
Den ersten Veilchenstrauß dafür!

Antwort.

Emmendingen, am letzten Februar 1796.

Ein Veilchenstrauß von deinem Grabe?
Welch trauriges Geschenk, o Freund, für mich,
Der ich der Freunde wenig habe,
Des Nahmens werth! Soll einst die Aue sich
Mir neu beblümen ohne dich,
So werd' ich schweigend gehn an unsern Bächen,
Und nicht des Ufers Blumen brechen.
Auch wird der Frühling dann dir keine Veilchen streun;
Obwohl bescheiden sie prachtvolle Beete fliehen,
Und gern im stillen Thal, wie deine Tugend, blühen.
Dein Grab — so hört' ich einst die Muse prophezeih'n —

Umduften jugendliche Rosen,
Geschaffen, über deinem Staub sich
liebzukosen,
Und ihrer kleinen Schöpfung sich zu
freun. *).
O möge bis dahin noch manchen Stein
Auf stolzer Gruft der Jahre Gang bemosen!

Wie aber lohn' ich dir dein liebendes Gedicht?
Erquickender ist Sonnenstrahl dem Greise,
Ist, wenn der Boden glüht, auf Mühevoller Reise
Dem Wandersmann die Quelle nicht,
Die kühle Lüfte leis' umschweben,
Als meinem Herzen dein Gedicht.
Könnt' ich zur Hälfte nur das Glück dir wieder-
geben,
Das ferner keines Freundes Heerd
Auf diesen Fluren dir gewährt!
Denn ach! wie dürftig muß dir unser Städtchen
scheinen,

---

*) Die Gräber der Dichter, von Michaelis.

Wo dich mit Schlosser und den Seinen
Der Liebe festgeknüpftes Band
Vereinte, wo ein Druck der Hand,
Ein Blick, ein Wort aus treuem Munde
In mancher leidenvollen Stunde
Dir Balsam in die Seele goß!
Da ward, in Sorgenlosen Tagen,
An Schlossers Arm, dir süßes Wohlbehagen,
Wenn trauliches Gespräch von seinen Lippen floß;
Da ging, wie Frühlingsglanz, aus ihrer Dunkelheit
Die Wahrheit leicht hervor, und tiefer Gründlichkeit
Gab frohe Laune das Geleit.
Genug, o Freund, um andres zu entbehren!
Ein Geist, den deinigen zu nähren,
So überreich! Sein Haus, ein Sammelplatz
Für Deutschlands Edle, wo entkleidet
Von jenem Prunk, den echte Größe meidet,
Die beßten Fürsten einen Schatz
Erprobter Weisheitslehren fanden,
Am kleinen häuslichen Altar

Die Hoheit sich vergaß, die Vorurtheile schwanden,
Und nur der Mensch daheim bey guten Menschen war!

Noch oft besuch' ich jene Bäume,
Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern einst umtanzt,
Wo durch der Blätter enge Zwischenräume,
Kommt erst der May zurück, die Morgensonne dringt,
Und einsam Philomele singt.
Mit ihr stimm' ich der Sehnsucht Klagen an,
Und fühl' um Stirn und Wange dann
Von Schlossers Geist das sanftre Wehen.
Jetzt ist die Freude mir versagt,
Mich, wenn im Ost der Himmel tagt,
In jenen Schatten zu ergehen;
Noch minder gönnt die schweigende Natur
Auf ihrer todten Winter-Flur,
Auf ihren unbelaubten Höhen,
Umstürmt von rauhen Winden, mir

Den frohen Gang, o Freund, zu dir.
Jedoch, sobald der Lenz die Lüfte wieder wärmet,
Um ihren Blüthenbusch die erste Biene schwärmet,
Ergreif' ich meinen Wanderstab,
Und walle — nicht zu deinem Grab,
Um dort mit thränenschwangern Blicken
Dein trauriges Legat zu pflücken —
Mit leichtem Muth und heiterm Sinn
Eil' ich zu dir und unserm Schnetzler hin.

Der Wiedehopf.

Vor einem schön vergoldeten Sylvan
Ließ einst auf weitem, grünen Plan
Ein Wiedehopf, dem Gränz-Patron zu Ehren,
Sich laut mit einem Hymnus hören.
Die Nachtigall verstopft ihr Ohr,
Und dem gesammten Sängerchor
Sträubt jede Feder sich empor.
Doch saßen sie umher, voll Andacht in den Mienen;
Denn weislich sprach der klügste unter ihnen:
Vielleicht daß dieß Geschrey dem Goldnen dort behagt;
Mit Liedern pflegt es wunderlich zu gehen;
Es sollen, unter uns gesagt,
Nicht alle Götter sich auf die Musik verstehen.

Die Verlobten.

Wohl dem Jüngling, der im Kreise
Wilder Freuden, unbethört,
Wachend über sich, die leise
Stimme seines Herzens hört;
Der in Dämmerlauben still
Auf das Lied der Musen achtet,
Nach dem Lob der Edeln trachtet,
Und zum Guten nur das Schöne will!

Ihm gelingts, die Zauberkünste
Junger Phrynen zu verschmähn,
Und dem zartesten Gespinnste
Der Versuchung zu entgehn.
Locket gleich verbotne Lust
Ihn mit Lydisch weichen Tönen,
Immer trägt das Bild des Schönen
Er, als Heiligthum, in seiner Brust.

Und sein Herz wird lauter schlagen,
Von der Mayenluft umschwebt;
Quell und Aue wird ihm sagen,
Daß für ihn die Traute lebt,
Die dem holden Bilde gleicht,
Die der Unschuld erste Züge
Rein erhielt, der in der Wiege
Grazien die Götter-Hand gereicht.

Auszuspähen die Geweihte,
Schrecket ihn kein Dornen-Pfad,
Bis sie schüchtern, im Geleite
Hoher Tugenden, ihm naht.
Einfalt ist ihr Feyerkleid;
Sittsam, wie der Busen, wallte
Stets ihr Schleyer; jede Falte
Spielt in eigner sanfter Lieblichkeit.

Wohl dem Mädchen! Still verlangend,
Ging auch sie durchs frische Grün,
Fest an einem Bilde hangend,
Das in Träumen ihr erschien. —

Wie der Wange Purpur glüht!
Und ein Seufzer sagt: Er ist es!
Und der Jüngling ruft: Du bist es!
Und der Waldgesang wird Hochzeitlied.

An die Frau von **.

welche einen Garten anlegte, um selbst darin zu arbeiten.

Freundlich ist die Erde
Ihren Kindern, die sie trägt;
Mütterlich hegt
Sie den Halm, die Staude, nährt und pflegt,
Wie des Waldes Gewild, den Hirten, die Heerde;
Freundlich ist die Erde
Allem Lebenden, das ihr vertraut;
Freundlicher dem, der liebevoll sie baut;
Der zum Acker die Wüste bereitet,
An der Hütte sein Gärtchen umpfählt,
In das Wiesen-Thal entfernte Bäche leitet,
Und die junge Rebe vermählt.
Holder schmücket sich für ihn

Feld und Aue, schöner blühn
Ihm die Zweige; mit helleren Farben
Lacht die Kirsche durchs Laub, und goldner sind
die Garben.

Aber nicht die Kornbedeckte Flur
Und die hochbegraste Weide,
Nicht die reifende Frucht, die knospende Ranke
nur —
Jedes Rauschen, jedes Säuseln der Natur
Bringt ihm süßere Freude.
Wie erquickend weht
Um sein dürres Pflanzenbeet
Ihm das Lüftchen! welcher Segen
Schimmert im Thau, der an den Büschen hängt,
Rieselt herab im leisen Regen,
Der die lechzende Blume tränkt!
Und wo sich die Hagelwolke senkt
Unter lauten Donnerschlägen,
O wie dankend hebt
Er den Blick empor, wenn sie vorüber schwebt,

Wenn der Friedensgürtel sie umwindet,
Und den Saaten Sicherheit verkündet!

Siehe! der Wonne so viel
Harret dein, weil mit des Feldes Geräthen
In der zarten Hand, gewöhnt an Grazienspiel,
Du den Hügel ersteigst, dein Ländchen zu gäten,
Zu bepflanzen, Lauben zu baun,
Und am Sprößling einst die lohnende Frucht zu schaun.

Auf dem stillen Hügel dort
Wird Natur dir manches traute Wort
Aus der abendlichen Laube flüstern,
Dich mit allem zu verschwistern,
Was die Mutter Erde trägt;
Mit dem Bäumchen, das sich regt,
Mit der Blume, die ein linder Hauch bewegt.
Schwester! ruft es dann von allen Seiten;
Schwester! murmelt dir des Baches Lauf;
Und vergoldete Wipfel deuten

Nach der Sonne letztem Glanz hinauf.
Da, wo sich im Thau die Büsche kühlen,
Wirst du wandeln, sehn den schaffenden Geist,
Den die kleinste Pflanze preist,
Und dich liebender noch und noch geliebter fühlen.

An Gleim.

An seinem Geburtstage, den 2. April 1796.

Freund! an deiner Holtema *)
Sah ich in beglücktern Zeiten
Diesen Tag zum Klang der Saiten
Mit den Musen tanzen, sah
Veilchen dir in allen Gründen
Sich zu Liebesketten winden;
Welche Lustgesänge da!
O wie waren mit Gleminden
Alle Freudengötter nah!
Dort, an deiner Holtema,

---

*) Die Holzemme bey Halberstadt.

Schließen unsre Freunde wieder
Ihren Kreis um dich, und Lieder
Singen unsre Sänger dir.
Ach! Indessen trübt sich mir
Fern von meinem Gleim, die helle
Treisam *); ihrer Silber-Welle
Leiser Schlag auf fremder Flur
Murmelt banges Heimweh nur. —
Aber nein! Vergieb die Klage!
Laßen unsre schönsten Tage
Nicht im Fliehn ihr Bild zurück?
Lächelts nicht, wie Sonnenblick,
Mitten unter spätern Leiden
Noch aus weiter Fern' uns an?
Unverwelklich sind die Freuden
Dem, der Freude fühlen kann.
Nein! Auch hier auf Frühlingsbeeten
Wird das Veilchen blau; es röthen,
Seit der Nord dem Zephyr wich,
Schon der Blumen viele sich;

---

*) Ein Fluß bey Freyburg.

Und mein Knäblein wird sich finden
Und mein Weibchen Kränze winden.
Denn es soll, zum ersten Mahl,
Unter Blumen dein Pokal *)
Festlich stehn, und Freude spenden.
Jauchzend hebt mit beyden Händen
Ihn mein Kleiner dann empor;
Von den laut gewordnen Wänden
Schallt es, wie ein Jubel-Chor.
Freund! Da nenn' ich dich, und drücke
Weib und Kind an meine Brust;
Labe mich an vor'gem Glücke,
Singe von zukünft'ger Lust,
Wenn, dem Guten und dem Schönen
Einst mein Knabe treu und hold,
Liebend deinen Becher krönen,
Theurer, als des Bechers Gold,
Achten wird das Wort der Weihe,

---

*) Ein Pathengeschenk, mit der Aufschrift: Seinem Pathchen u. s. w. von dem Freunde seines Vaters, dem alten Oheim.

Das ihn heiligt, und verstehn,
Was es heißt, ihn ohne Reue
Lebenslänglich anzusehn.

Kommt mir nun die letzte Feyer
Dieses Tages; soll die Leyer,
Die du selber mir bespannt,
Ewig ruhn; ist deine Hand
Ihrem süßen Saitenspiel
Auch entsunken; strahlt am Ziel
Ihr der beßre Kranz entgegen —
O so geht auf öden Wegen
Mein verlaßner Sohn, und weint
Um den Vater, um den Freund
Seines Vaters; feyert still,
Wo dem blumichten April
Sich das Winterthal verjünget,
Deiner Muse Fest, und bringet
Ihr auf häuslichem Altar
Erstlinge des Frühlings dar;
Lernt von ihr, daß man, verborgen,
Edle Thaten edler übt;

Daß ein Sinn, der Weisheit liebt,
Gleich dem deinen, nie getrübt
Von der Erde nicht'gen Sorgen,
Helle Nächte, heitre Morgen,
Und ein frohes Alter giebt.

Am Vorabend des ersten May.

Wem rühren wir die goldnen Saiten,
Mit diesem Blüthenzweig im Haar?
Der zwölfe schönstem, die das Jahr
Daher am hohen Himmel leiten;
Dem von der Freude längst herbey
Gewinkten May!

Zwar jeder Mond hat seine Tänze,
Und jedem ward sein Schmuck verliehn;
Den ärmsten bleibt ihr Wintergrün;
Doch trägt den lieblichsten der Kränze,
Umtönt von jubeldem Geschrey,
Der bunte May.

Den Thälern kündigt seine Feyer
Das Morgenlied der Hügel an;
In Wäldern singt, was singen kann;

Die Harfe rühmt, es lobt die Leyer,
Es preisen Flöt' und Feldschalmey
Den holden May.

Denn, wo mit Reifbedeckten Schwingen
Der Rabe jüngst den Stürmen rief,
Kein Pärchen auf den Aesten schlief,
Und Hirt und Hirtinn einzeln giengen,
Da gehn im Grünen zwey und zwey,
Gelockt vom May.

Schon sieht man bey den Mädchen=Reigen
Im nächsten Lenz' ein Mütter=Chor;
Die Kinder heben sie empor
Zum rosigten Gewölk, und zeigen
Sie unter süßer Schmeicheley
Dem Vater May.

Und wieder grüßt der Vögel Kehle
Den Hain, den Frühlingsluft durchweht;
Und jede weisre Mutter fleht

Für ihrer Tochter zarte Seele,
Daß sie an Wohlthun ähnlich sey
Dem guten May.

Der Vater wallt in stillen Gründen
Mit seinem Sohn, und lehret ihn,
Wo Rosen, Busch und Acker blühn,
Den heiligsten der Tempel finden,
Zu beten ohne Heucheley,
Umstrahlt vom May.

Die also beten, die belebet
Als Greise noch auf ihrer Flur
Das milde Säuseln der Natur;
Und leicht, wie Blüthendüfte, schwebet
Ihr Geist hinüber, froh und frey,
Zum bessern May.

An die Laute.

Im Juny.

Auch dir, verlaßne Laute,
Die vormals die Vertraute
Von meiner Muse war,
Als, Mirthen noch im Haar,
Ich manchen Festaltar
Den Huldgöttinnen baute,
Auch dir, verlaßne Laute!
Soll nun das schön're Jahr
Halb offne Rosen bringen.
Denn wisse! nie gereun
Mich unsre Jugendspiele
Im Amoretten-Hain,
Wenn gleich der Stolzen viele

Aus ihren Wolkenhö'hn
Auf sie herunter sehn.
Die echten Weisen merken
Auf sanften Liederton;
Und auch den kleinsten Werken
Der Muse bleibt ihr Lohn.

Befrage jene Richter
In ihren Wolkenhöh'n,
Durch wen des Himmels Lichter
Die Strahlen=Wege gehn!
Wer gab den Blitzen Flügel,
Dem Weltmeer seine Riegel,
Den Ströhmen ihren Lauf?
Wer thürmet Felsen auf,
Und läßt mit frohem Beben,
Empor die Ceder streben?
Ists nicht dieselbe Hand,
Durch welche Busch und Weiden
Sich lächelnd ins Gewand
Des Blüthenmondes kleiden?
Ists nicht dieselbe Hand,

Die mit Vergißmeinnicht
Den Silberquell umflicht?
Sie winkt der Morgenröthe;
Sie schaffet Tulpenbeete;
Sie mahlt den Schmetterling;
Nichts achtet sie gering.
Vom Bogen in den Lüften,
Zum Steinchen in den Klüften,
Zur Muschel tief im Meer
Blieb nichts von Schönheit leer.
Und Sänger sollten nur
Den Flug zur Sonne nehmen,
Sich kleiner Lieder schämen,
Indessen die Natur
Der Anmuth holde Spur
In Berg und Thäler drücket,
Das Große prachtvoll schmücket,
Und Farben, hell und zart,
Dem Kleinen aufbewahrt?

Ihr Thoren! immer blicket
Auf unser Spiel herab,

Das Andern Freude gab!
Wir lachen eures Spottes:
Was Menschen-Freude mehrt,
Ist selber eines Gottes
Und seiner Schöpfung werth.

Danklied der Breisgauer Landleute,

gesungen ihrem Landschaftspräsidenten, dem Freyherrn von Baden,

Im Juny 1797.

Birgt immer noch ein Nebelflor,
Du liebe Sonne, dich?
Verlaß die Wolken; blick hervor!
Es lohnt der Mühe sich!

Hilf feyern uns ein frohes Fest
Dem wackern Ehrenmann,
Der, wie dein Strahl, uns nie verläßt,
Uns nie verlassen kann;

Wie du nicht achtet leeren Dunst,
Der aufsteigt und verweht,
Und, unbesorgt um Menschengunst,
Die Bahn des Rechtes geht.

Das Zeugniß einer fremden Hand,
Was solls dem Ehrenmann?
Ihm zeugt sein Herz; das Vaterland
Hängt ihm das Siegel dran.

Denn als der Feind mit bitterm Hohn
Durch unsre Heere brach,
Als zitternd unsre Wächter flohn,
Und keiner für uns sprach,

Da bot mit waffenlosem Arm,
Vergessend der Gefahr,
Umlagert von der Franken Schwarm,
Er sich zum Vormund dar.

Sein Wort, des Volkes Schutz und Wehr,
Schuf uns ein sanftres Joch;
Auf Breisgaus Feldern weit umher
Stehn unsre Hütten noch.

Wenn muthig nun der Mäher singt
Zu seiner Sense Klang,
Der Schnitter heim die Garben bringt —
Dann tönt ihm unser Dank.

Und bey dem tröstlichen Geläut
Der Glocke, früh und spät,
Schließt Greis und Kind ihn allezeit
Mit Thränen ins Gebet.

Erntelied.

Stadt und Thürme schwinden!
In umbüschten Gründen
Macht das reich begabte Feld
Aug' und Seele heiter,
Leicht das Herz und weiter
In der weiten Gotteswelt.

Lustig ist's, im Freyen,
Hier durch lange Reihen
Hoher Garben hinzugehn;
Dort die Himmelblauen
Blumen anzuschauen,
Die bey goldnen Aehren stehn.

Mit den Aehren wallen,
Flüstern sie, und fallen,

Sterben willig gleichen Tod;
Oder Kinder-Hände
Pflücken sie behende
Noch bevor die Sichel droht.

Pflückt, ihr Kleinen, pflücket
Jede Blume, schmücket
Hut und Haar zum Ernte-Tanz!
Mindre Lust gewähren
Euch die vollen Aehren,
Als ein buntgeflochtner Kranz.

Eurem Paradiese
Bringt die grüne Wiese,
Bringt der Acker Sträuße nur;
Ach! in künft'gen Tagen
Wird er Disteln tragen;
Euer Schweiß benetzt die Flur.

Wenn ihr dann, gebücket,
Matt zur Erde blicket,

Seht ihr keine Blume mehr —
Aber nein, ihr Lieben,
Nein! sie sind geblieben;
Lachen selbst aus Dornen her.

Mit der Hand am Pfluge,
Bey dem Wasserkruge,
Sorgt, daß euch zur Rosenzeit
Nichts vergebens blühe;
Gebt der Lebensmühe
Stets die Freude zum Geleit!

Ποτήριον ἀγαθοῦ δαίμονος. *)

Des guten Gottes Becher
Beseligt frohe Zecher;
Den Armen giebt er Muth,
Giebt Heldengeist dem Krieger,
Und Mäßigung dem Sieger,
Dem Dichter neue Glut.

Dagegen hat zum Rächer
Den Weingott selbst, der Becher
In des Berauschten Hand:

*) Bey den Griechen ging, nach geendeter Mahlzeit, der sogenannte Becher des guten Gottes herum, woraus ein jeder nur wenig trank. Man betete bey demselben zum Bacchus, daß er alle schändlichen Ausschweifungen, die aus dem Mißbrauche des Weins entstehen könnten, verhüten möchte.

Die Freude rast; sie wetzet
Den Dolch, und Thais setzet
Persepolis in Brand

Hinweg von unsren Mahlen,
Wer, wenn die Necktarschalen
Der gute Gott uns füllt,
Und wir von höhern Dingen
Im Epheukranze singen,
Dann unsre Wonne schilt!

Wir taumeln nicht; uns siehet
Der Gott, der uns durchglühet;
Nie fand man seine Spur,
Wo Sinnenlose toben;
Begeistrung kommt von oben
In reine Seelen nur.

Die Zugvögel.

Ein wohlgemästeter Entrich, welcher neben dem Schloß eines Landedelmanns, auf seinem Teiche, voll Selbstgenügsamkeit, hin und her schwamm, sah einen Haufen wilder Enten, die zu ihrem herbstlichen Abzuge sich bereiteten.

Wohin? fragte der Entrich. In ein wärmeres Land, gab eine der jüngern Enten zur Antwort.

„Bist du schon da gewesen"? Ich selber nicht; aber die Alten waren da, und ich glaub' ihnen; denn ich fühl' etwas in mir, das mich forttreibt. Mir ahndet, daß ich finden werde, was ich suche.

„Man hört wohl, daß ihr an das Herumschwärmen gewohnt seyd! Euer wildes Geschwätz sieht

euch ähnlich. — Fühlen? Ahnden? Bin ich nicht Ente, so gut als du? müßt' ich nicht eben dasselbe fühlen?"

Du würdest, wenn du im Freyen ausgebrütet wärest, im Freyen erzogen, wie wir. Hättest du so dich genährt, von jeder Luft dich anwehen lassen, auf dich selber geachtet, und nicht verlernt, zu fliegen und Regen und Sonnenschein zu wittern . . . .

Indem lockte man im Schloßhofe zum Futter. Der Entrich eilte dahin, und die muthige Schaar der übrigen hob sich mit Lustgeschrey in die Höhe.

Zu dem nachstehenden Gedichte.

Ich verdanke dieses Gedicht einem meiner Bekannten, welcher mir dasselbe vom Schwarzwalde, wo er in Bergwerksgeschäften sich aufhielt, mit folgenden Schreiben zuschickte.

Tottnau, im Herbstmonath 1797.

Heute, zur Erhohlung, nach einer Reise in den Schlund der Erde, von welcher ich nicht so viel lustiges zu erzählen weiß, als Klimm von seinen unterirdischen Reisen, will ich das Gedicht Friedrichs, das ich Ihnen unlängst versprach, mit den nähern Veranlassungsumständen begleiten und an Sie abgehen lassen. Das Original wird in unserer Familie als ein Schatz, von Er=

be zu Erbe aufbewahrt. Dieser Familienstolz machte uns so eifersüchtig darauf, daß es eben deßwegen noch in keiner Sammlung von Friedrichs Werken erschien.

Jetzt aber, um den Verehrern des großen Mannes nicht länger zu entziehen, was durch Bekanntmachung mehr als durch Zurückhaltung die Ehre unserer Familie fördert, erbat ich mir von meinem Eltern die Erlaubniß, Ihnen meine Abschrift des Gedichts zu beliebigen Gebrauche mitzutheilen. Darf ich mir etwas dabey ausbedingen, so ist es eine poetische Uebersetzung des französischen Textes, von Ihrer Hand.

Die Veranlassungsumstände sind folgende:

Als der Kronprinz Friedrich, in der größten Ungnade seines Vaters, des Königs von Preussen, nach Reinsberg verwiesen war, wollte ihm seine Mutter eine überraschende Freude machen, und ersuchte den Hofmahler, Anton Pesne, ihre Person in ganzer Figur zu mahlen, und das Gemälde in einem Zimmer, durch wel-

ches der Kronprinz früh morgens zu gehen pflegte, auf einen Obsttisch zu stellen.

Die Freudenthränen Friedrichs waren Beweise des guten Erfolgs. Pesne, der Schöpfer dieser Wonne, welcher sich in der Nähe verborgen hielt, wurde herbeygerufen, um in der Umarmung seines hohen Freundes den Dank für seine Bemühung zu erhalten. Während des fröhlichen Mittagsmahls, bey welchem Pesne gegenwärtig war, verlangte der Prinz ein Schreibzeug, und schrieb in Einem Zuge dieses Lobgedicht. Nur wenige Worte hat er nachher geändert.

Anton Pesne wurde im Jahr 1682 zu Paris gebohren, und starb 1757 den 5. August zu Berlin. Er heyrathete zu Rom eines französischen Mahlers Tochter, Ursula Dubuisson, wurde Vater von 12 Kindern, und hinterließ, ungeachtet seiner glänzenden Haushaltung, ein beträchtliches Vermögen. Er war Professor der königlichen Mahler- und Bildhauer-Akademie zu Paris, und Direktor der königlichen Akademie zu Berlin.

In Füßlis Mahlerlexikon, und in den Zusätzen, ist eine ausführliche Nachricht von seinen Arbeiten zu finden.

Pesne ist mein Urgroßvater mütterlicher Seite.

Nehmen Sie dieses kleine Andenken freundlich auf u. s. w.

P. M. Edler von Berks.

Poëme

adressé au Sr. Antoine Pesne.

Quel spectacle étonnant vient de frapper mes
yeux?
Oui Pesne, ton pinceau te place au rang des
Dieux —
Tout respire, tout rit, tout plait en ta peinture;
Ton savoir et ton art surpassent la nature,
Et du fond du tableau tes ombres font sortir
L'objet que de clarté ta main sut revêtir.
Tel est l'effet de l'art, tels en sont les prestiges;
Tes dessins, tes portraits sont autant de prodiges.
Quand d'un vaillant héros *), des peuples estimé,
Tu nous traces les traits, et les yeux animés,

*) Du général prince d'Anhalt-Dessau.

On le voit plein de feu, tel qu'entouré de gloire
Jadis dans les combats il fixoit la victoire.
Quand de la jeune Iris *) brillante de santé
Tu nous montres l'image, et la rare beauté :
Je sens pour tes couleurs tout ce qu'en mon jeune âge
Des graces, des beautés inspire l'assemblage.
Mais ton princeau s'élève ainsi que ton sujet,
Ton ouvrage est rempli des beautés de l'objet,
Et pour exprimer l'air de de notre auguste Reine —
Certe, il ne falloit pas être audessous de Pesne.
Son port vraiment royal, son front majestueux,
Sa bonté, sa douceur, son air affectueux,
Tout est représenté dans ce portrait sublime,
Jusqu'à cette vertu, qui fait frémir le crime,
Qui pardonne au coupable, et d'un soin généreux
Vient essuyer les pleurs des yeux du malheureux.
Je crois voir devant moi cette main bienfaisante,
Qui répand toutes parts ses graces quoiqu'absente.
Plein d'admiration pour ce divin aspect,
Je sens mon coeur ému, pénétré de respect;

---

*) De Mad. Walmont.

De mes yeux attendris je vois couler des larmes.
Quoi ! des viles couleurs ont-elles tant de charmes,
Que, par l'illusion de ton art si vanté,
D'un regard passager l'esprit soit enchanté?
Pesne! si la vertu, chère jusqu'en peinture,
De tes portraits fameux ne faisoit la parure,
De ton original maudissant les défauts,
Je louerois froidement tes grands coups de pinceau.
C'est dans les beaux sujets que ton crayon excelle;
Pour peindre un Alexandre il faut être un Apelle.
Qu'un statuaire habile ait épuisé son art
Pour immortaliser l'image d'un César —
Tibère à peine expire, on vient briser son buste;
L'amour et la vertu gardent celui d'Auguste.
Ainsi de ces morceaux l'art exquis, la beauté,
Hors des bons empereurs, n'étoient point respectés.
Ainsi dans leur fureur, plein du fiel des éboles,
Les chrétiens triomphans abbattoient les idoles,
Et sans avoir égard au nom de Phidias,
Tout buste fut détruit qui s'offroit sur leurs pas,

Et de l'antiquité les plus fameux ouvrages
Périrent pour jamais dans ces affreux ravages.
C'est du choix du sujet que dépend ton succès.
Non pas qu'à tes talens je fasse le procès,
Qu'agité des accès de quelque vapeur noire,
Je veuille de ton art diminuer la gloire :
Mais si Lancret peignoit les horreurs de l'enfer,
Penses-tu, que chez moi son goût seroit souffert;
Que du sombre tartare entr'ouvrant les abimes
Je visse avec plaisir tous les tourmens des crimes ?
L'architecte est à sec sans bons matériaux,
Et le peintre est sifflé sans bons originaux.
Toi, qui reçus du Ciel les graces en partage,
D'un plaisir séducteur suis la riante image,
Et que du spectateur le regard attaché —
En voyant tes tableaux sente un plaisir caché.
C'est par de tels sujets que plaisent les ouvrages,
Et non pas sur l'autel, où leur rendent hommages
Le faux zèle aveuglé, la superstition,
Le préjugé, l'erreur, et la prévention.
Ton pinceau, je l'avoue, est digne qu'on l'admire,

Mais pour l'adorer, non, je ne ferois qu'en rire.
Abandonne tes saints entourés de rayons:
Sur des sujets brillans exerces tes crayons;
Peins nous d'Amarillis les danses ingénües,
Les nymphes des forêts, les graces demi-nues,
Et souviens toi toujours, que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit son être et le jour.

Ce 14 Novembre 1737.

Frédéric.

Freye Uebersetzung
des vorstehenden Gedichts
an den Mahler A. Pesne.

Ein bloßes Bild? ein Farbenspiel, wo Schatten
Sich freundlich mit dem Lichte gatten?
Ein Werk des Pinsels nur? — So täuschte nie
Mich noch die mächtigste Magie
Der Kunst! Es blickt mich an, es schwebet
Entgegen mir, es athmet, lebet!

O Pesne, blühte noch ein weiseres Athen,
In Marmor würdest du bey seinen Göttern stehn.
Was, männlich stark, und weiblich schön,
Die Herzen lockt, den Geist erhebet,
Muß, wenn du winkst, hervor aus todter Lein=
wand gehn.

Mahlst du den Feldherrn uns, den fremde Völker ehren *),
So kann die Heldenstirn des Lorbeers leicht entbehren;
Auch ohne Lorbeer machst du seine Größe kund
Die redet aus den kleinsten Zügen;
Sein Auge flammt und schreckt, und seine Blicke siegen.
Soll itzt ein frischer Rosenmund,
Den selbst die Grazien mit ihrem Lächeln schmücken,
Auf deiner Tafel uns entzücken,
So zauberst du die reizende Gestalt
Der jungen Iris hin **); für deine Farben wallt
Mein jugendliches Blut, als ob es Iris wäre.
Und wenn du in erhabner Sphäre
Dein Urbild wählst, so schwingt dein kühner Sinn
Sich höher — Unsre Königin,

---

*) Den General, Fürsten von Anhalt-Dessau.

**) Madame Walmont.

Die nicht ihr Diadem, umglänzet von den Strahlen
Erborgter Größe trägt, darf nur ein Pesne mahlen.
Hier thront vor mir die Herrscherin
Voll Majestät und weiser Milde;
Ich seh' im königlichen Bilde,
Wie sie zurück das Laster dräut,
Dem Irrenden vergiebt, die Hand zur Hülfe beut,
Und Segen in die Ferne streut.
Vor Liebe schlägt mein Herz; ich sehne
Mich nach der Göttlichen — Nimm für dein Bild, o Pesne,
Nimm meinen Dank in dieser Thräne!

Ist aber, was mich rührt, allein
Der Farben lieblicher Verein?
Ihr sanftes Licht, von Schatten leicht gehoben?
Der Form getreuer Umriß? — Nein!
Wenn mich in deinen Meisterproben
Die Tugend nicht mit ihrer Allgewalt

Ans Urbild fesselte, fürwahr! ich würde kalt
Die Wunder deines Pinsels loben.
Der Tugend Anblick nur durchglüht, begeistert
dich;
Sitzt Alexander ihm, so fühlt Apelles sich.
Vergebens sah man einst, an stolzen Cäsar-Köpfen
Die Bildner ihre Kunst erschöpfen;
Gerechte Rache schont des Meißels Arbeit nicht;
Kaum ist Tiber erblaßt, als Rom sein Bild zer-
bricht.
Des Titus Marmor weiht man künftigen Ge-
schlechtern;
Er hat des Volkes Gunst und sein Verdienst zu
Wächtern:
So muß, was dauern soll, die Herzen an sich
ziehn;
Nicht jedem schönen Werk ist Ewigkeit verliehn.
Als die verlaßnen, unbeschirmten
Altäre Latiums die Christen niederstürmten,
Da sicherte vor ihrem frommen Haß
Den goldnen Götzen nicht der Name Phidias;
Sie rissen um den Hain, wo vormals Völker knieten,

Und Zevs, ohnmächtig zu gebieten,
Sank hin mit seinem Donnerstrahl;
Zum Fluch, zum Gräuel ward der Schönheit
Ideal.

O glaube mir! des Stoffs mißlungne Wahl
Läßt sich durch Feerey der Farben nie vergüten.
Wenn mich Lancret *), anstatt zu Tanz und
Mahl,
Hinab in unterird'sche Nächte
Zu wohl gruppierten Geistern brächte,
Meynst du, die tausendfache Qual
Verworfner Seelen, ihr Entsetzen,
Ihr Winseln würde mich ergötzen?
Soll ich dein Kunstgefühl, wie deinen Pinsel
schätzen,

*) Die Gemählde des Lancret sind romantischen Inhalts, in der Manier des Wateau, welchen letztern König Friedrich in seinen jüngern Jahren vorzüglich schätzte. Nachher änderte sich sein Geschmack, und die Stücke des Wateau hiengen nur noch in den Gängen des alten Sanssouci.

Anm. d. Uebers.

So suche dein Original
In unserm Himmel nicht, und nicht in unsrer Hölle;
So mahle, was gefällt, ein Mädchen in der Quelle
Sich spiegelnd mit umkränztem Haar,
Und Grazien und Nymphen; aber stelle
Mir nicht auf einen Hochaltar
Die Märtyrer mit büßenden Gesichtern,
Das kahle Haupt im goldnen Schein,
Beleuchtet von geweihten Lichtern!
Deß kann die Einfalt nur sich freun *) —

---

*) Im jugendlichen Alter ist es sehr verzeihlich, wenn man lieber gemahlte Nymphen und Grazien, als Heiligenbilder sieht; insonderheit ist dieses einem jungen Prinzen zu verzeihen, gegen den die Nymphen und Grazien gefälliger als gegen andre zu seyn pflegen. Bey Friedrich dem Zweyten kam noch die Art seines ersten Unterrichts hinzu, da ihm beständig religiöse Vorstellungen aufgedrungen, und eben dadurch minder angenehm gemacht wurden. Uebrigens widerlegen das hier gefällte einseitige Urtheil die Werke des Guido Reni, Carlo Dolce, Raphael, und so vieler großen Meister, von denen wir die höchsten Ideale der Schönheit haben, und die gerade diejenigen Gegenstände wählten, welche der Dichter verwirft.

Anm. d. Uebers.

Was schön und reitzend ist, bringt auf beblümten Wegen

Die Liebe selber dir entgegen;

Sie gab dir Farbenbret und Pinsel in die Hand;

Denn Liebe wars allein, die deine Kunst erfand.

Guter Glaube.

An Schlosser.

Dir, lieber Bruder, widme ich die folgende Geschichte, zum Andenken an einen unserer glücklichen Morgen in Emmendingen. Es war Sonntag, um uns her die feyerlichste Sabbath-Stille, und dein Wohnzimmer erfüllte die Sonne mit ihrer ganzen Herrlichkeit. Da hörtest du von mir diese Geschichte, und sie rührte dich, wie ich selbst jedesmal von ihr gerührt bin, wenn ich sie erzähle. — Oeffentlich mitgetheilt, wird sie freylich auf Wenige nur eine ähnliche Wirkung thun; aber mir genügen die Wenigen, denen sie etwas seyn kann und seyn wird.

Unweit meiner Vaterstadt also lebte, als Candidat der Theologie, Magister H * *, ein from-

mer Mann, dessen Religion, geläutert von aller Sektirerey, die Religion ohne Nahmen war *). Immer sah man ihn heiter, ohne ängstliche Scrupel, seines Thuns und Lassens gewiß, und in muntern Gesellschaften aufgeräumt, wie die übrigen. Zu der Zeit wünschte sich die kleine evangelische Gemeinde in D** einen eignen Pfarrer, aber sie konnte demselben kein hinlängliches Gehalt zusichern; er mußte sein geringes Einkommen von dem Wohlstand und der Freygebigkeit einzelner Gemeindsglieder erwarten. Man wendete sich an den Magister H**, und dieser, ohne vorher zu rechnen, folgte dem Ruf. Als er sich zu Fuß an den Ort seiner Bestimmung begeben wollte, kam unterwegens ein reicher Pächter zu ihm, den er kannte. „Wo geht die Reise hin, Herr Magister?" — Nach D**, wo ich als Prediger angestellt bin. — „Was denken Sie? nach D**? um dort zu verhungern?" — Lassen wir das gut seyn! unterbrach ihn H**,

---

*) Ein viel in sich fassender Ausdruck, den ich in einer alten Predigt fand.

und lenkte das Gespräch auf etwas anders. Nachdem sie eine Weile mit einander gegangen waren, fing er auf einmahl an: Ich muß euch doch etwas sagen, das mir wehe thut. Bisher kannt' ich euch als einen rechtschaffenen Mann; und nun hör' ich, daß ihr euren Leuten, die von Morgen bis Abend arbeiten müssen, nicht satt zu essen gebt. Was? versetzte der Pächter in der größten Hitze: Meinen Leuten nicht satt zu essen? Wer mir dergleichen nachsagt — — — — — Stille nur! fiel ihm jener ins Wort: es ist so böse nicht gemeynt. Ich hab' euch bloß daran erinnern wollen, daß der liebe Gott gewiß nicht schlechter ist als ihr, und daß er mich nicht wird hungern lassen, wenn ich für ihn arbeite. — Diese Worte faßten die ganze Denkungsart des Magisters in sich; dieß war sein Glaube, dem er bis ans Ende getreu blieb. Oft, insonderheit nach seiner Verheyrathung, bestuhnd alles, was er besaß, in wenigen Groschen; dadurch aber wurde seine Ruhe keinen Augenblick gestört. Vielmehr gab er alsdann von den Wenigen noch die Hälfte

dem Nothleidenden, wenn einer ihn darum ansprach, fest überzeugt, das Gegebene wieder zu bekommen, sobald er dessen nothwendig bedürfte. Und das fehlte ihm nie.

Einst, an einem Festtagsmorgen, als er eben zur Kirche wollte, sagte seine Gattinn zu ihm: Du dauerst mich, hast doppelte Arbeit, und heute Mittag kann ich dir keine Speise bereiten. „Ich werde schon etwas finden", versetzte H * *. Du hoffest umsonst, antwortete sie; der Mittag rückt heran, und ich habe keinen Bissen im Hause. Du wirst haben! Dabey blieb er, und verrichtete freudig den Gottesdienst. Kaum war er hinweg, so brachte ein unbekannter Bedienter ein Briefchen, worin sich einige Ducaten befanden. Sein Herr hatte sich vor Kurzem in einer Predigt des Magisters vorzüglich erbaut. H * * kam aus der Kirche zurück, und seine Frau, im Kochen begriffen, erzählte ihm den Vorfall. Er aber, ohne sich im mindesten zu wundern, sagte kaltblütig: Das wußt' ich wohl, daß ich heute Mittag essen würde.

Ein andres Mahl besuchte ihn ein dürftiges kränkliches Fräulein, um, wie sie öfters that, eine kleine Beysteuer von ihm zu erhalten. Jetzt hab' ich nichts, gab er zur Antwort, als ein Fläschen Malaga, das letzte von denen, die ein guter Freund, meiner schwächlichen Gesundheit aufzuhelfen, mir schenkte. Nehmen Sie das! es wird Sie stärken; ich brauch' es gegenwärtig nicht. — Nun! sagte sie mit der innersten Rührung, so wünsche ich, daß jeder dieser Tropfen Ihnen wieder zur Flasche werde! — Das Fräulein ging heim; und es währte nicht lange, so führte man dem Magister ein Fäßchen Malaga vor sein Haus.

Aehnlicher Vorfälle, zu deren Bestätigung mehrere noch lebende Zeugen vorhanden sind, gab es eine solche Menge, daß H** ein großes Tagebuch damit angefüllt hat *). Er sagte deswegen zu einer meiner Freundinnen: Er begreife es

---

*) Möchten die Verwandten des Verstorbenen sich bereden lassen, wenigstens einen Auszug aus diesem merkwürdigen Tagebuch herauszugeben.

wohl, daß man ihn mit seinem Glauben für einen Thoren halten müßte, könnt' es auch niemandem verargen; sicherlich aber würde jeder andre, dem es sein ganzes Leben hindurch so gegangen wäre, wie ihm, zu demselben Glauben sich genöthigt fühlen. Nicht selten wär' er, ohne einen Kreuzer in der Tasche, über Feld gegangen, und überall wäre sein Tisch ihm gedeckt worden ohne sein Zuthun.

Mit gleichem Vertrauen bestand er die letzten Prüfungen im Alter. Seine Frau wurde so schwächlich, daß sie, anstatt ihn zu verpflegen, seiner Pflege bedurfte, indem sie nicht mehr ihren Lehnstuhl zu verlassen im Stande war. Dennoch blieb es ein Trost für ihn, sie dasitzen zu sehen, und er bethete zu Gott, daß er sie nicht lang überleben möchte. Sie starb. Als man, nach ihrem Begräbniß, im Bethhause sich versammelte, saß er, wie es die dortige Einrichtung mit sich brachte, an seinem Pult, und verbarg in seine Hände das weinende Gesicht. Hierauf hub die Gemeinde das Sterbelied an, da richtet er

sich auf, begleitete den Gesang mit heller Stimme, und hielt die Leichenrede.

Wenige Zeit nach dem Tode seiner Gefährtinn wurd' er selbst bettlägerig. Noch schien sein Ende nicht nahe zu seyn, als an einem Morgen die Wärterinn, um nach ihm zu sehen, ins Zimmer trat. Er saß in seinem Bett', und bemerkte sie nicht. Plötzlich nahm er sein Käppchen ab, sah mit freudigem Lächeln gen Himmel, streckte die Arme in die Höhe, und sprach, als hätte jemand ihm gerufen: Herr! Hier bin ich! — Dann legt' er sich nieder, bewegte kein Glied mehr, und entschlief.

Familien-Gemählde,

der Familie

des Herrn Präsidenten, Freyherrn von B**

gewidmet. *)

Hätt' ich deine Zauberhand, o Miris! **)
Deine Farben, lieblich, leicht
In einander schmelzend, wie der Iris
Strahlen; deinen Pinsel, dir gereicht

---

*) Keine Phantasie, sondern mit eben der Wahrheit entworfen und ausgeführt, mit welcher meine damahligen Empfindungen in demselben ausgedrückt sind. Ein trüber, herbstlicher Nachmittag, vor dem Schlusse des letzten Jahrhunderts, den ich im Zirkel dieser Familie zubrachte, veranlaßte mich dazu.

**) Franz von Miris, oder Mieris, ein holländischer Mahler, dessen kleine Kabinetstücke wegen der Zierlichkeit der Composition und wegen

Von der helfenden Natur, um ihre Thränen,
Ihre Freuden, in des Lebens kleinern Scenen
Abzubilden; könnt' ich mahlen, so wie du,
Mit den dunkeln, hellen, immer schönen
Farben, oder mit den Tönen,
Jeden engern Kreis in Arbeit und in Ruh;
O wie manche der geschiednen Stunden,
Durch kein Bild verewigt, ohne Lied verschwunden,
Rief' ich aus der Ferne dann zurück!
Und die Laute wollt' ich dämpfen; wollte singen
Einen auf des heut'gen Tages Schwingen
Mir entfloh'nen finstern Augenblick,
Finster, bang, voll ernster Feyer,
Aber meinem Herzen theuer,
Mehr, als Jubellaut und Festgewühl:
Denn es ruhte, nach geschloßnem Mahle

---

des lieblichen Colorits noch immer bewundert werden, nahm seine Gegenstände aus dem gemeinen Leben und stellte sie mit der möglichsten Treue dar, so daß alles an denselben, bis auf die Stoffe der Gewänder, mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet ist.

Nun die oft gefüllte Nektar=Schaale;
Und ich sah der Ritter und der Fräulein viel
Im getäfelten, geschmückten Saale
Rings um mich, vertheilt, in Gruppen stehn;
Sah Lisetten mit Sephinen,
Jungfräuliche Schalkheit in den Mienen,
Hüpfend, wie zum Spiel, zur Arbeit gehn.
Malchen, in der Unschuld Rosenjahren
Setzte sich ans tönende Clavier,
Und gebückt, mit seinen grauen Haaren,
Saß ihr treuer Lehrer neben ihr;
Lauschend ließ er über goldne Saiten
Den behenden Bogen gleiten;
Und der Freuden Chor, von neuem wach,
Schwebte durch das murmelnde Gemach.

Wie belebt von Malchens Fingerschlägen,
Schien die Nadel in der Schwestern Hand
Rascher nach der Melodie sich zu bewegen,
Schien der Busen schneller sich zu regen
Unter seinem steigenden Gewand.

Aber jenen lauten, muntern Schlägen
Folgten sanftre. Langsam wälzten sich
Halbe Töne jetzt mit klagendem Gewinsel,
Wie gebrochne Meereswellen um der Insel
Schaumbedeckte Klippe. Wehmuth schlich
In der Mädchen Brust, und liebender geworden,
Hatten unter weicheren Accorden
Sie den Blick zur Mutter hingewandt,
Fühlten besser sich und weiser,
Knüpften enger noch das schwesterliche Band.

Und des Saals Gemurmel wurde leiser
Bey dem leisern, oft gehemmten Saitenklang,
Bis der weinende Gesang
Süßen Schmerz in Männer=Seelen drückte.
Mit gesenktem Fittig, halb entschlummert, nickte,
Wiegend sich in seinem Ring, der Papagey;
Und in Wolken zog der Abend trüb' herbey.

Welche Pause! — Schweigend rückte
Fort der Zeiger an der Tafel=Uhr.
Ach! in Einer schrecklichen Secunde fuhr

Ein Jahrhundert auf des Blitzes Flügeln
Mir vorüber; mit gesprengten Riegeln
Stand der Zukunft offner Tempel da.
Was die Nächte ferner Zeit umgeben,
Wie so schauerlich dem Auge nah!
Um mich her versunken jedes Leben!
Umgeschaffen der geliebte Saal;
Leer die Stelle, wo der Fest-Pokal
Jetzt noch glänzt; die Krone weggerissen,
Die krystallne, die bey kindlich frohen Küssen
Ihre Kerzen trägt, bey spätem Mahl
Oft getreu dem letzten Becher schimmert;
Ewig stumm der väterliche Ruf,
Stumm des Liedes Ton, der Wonne schuf,
Und das Saitenspiel zertrümmert!

Doch der Stunden und der Tage Lauf
Hält nicht Jugend-Lied, nicht Flehn des Alters auf.
Mag denn über Gräber, die zerfallen,
Wieder ein beginnendes Jahrhundert wallen,
Hier Palläste bauen, stürzen dort!

Keine fromme That, kein edles Wort,
Keine milde Thräne kann zerstäuben;
Menschen=Arm verwest, die Werke bleiben.

O beschließet nun den Klaggesang,
Holde Saiten! tönet schneller!
Neue Freude bringt der Monde Gang;
Tage trüben sich, und werden heller:
Singend wollen wir den Saamen streun,
Den wir künftigen Geschlechtern lassen,
Wollen ihrer Garben schon uns freun,
Und uns brüderlich umfassen;
Denn nicht lange scheint der Erden=Sonne Strahl,
Immer weiter muß der Zeiger rücken;
Unser Weg ist kurz; wir drücken
Uns die Hände bald zum letzten Mahl.

An meine Frau, an ihrem Geburtstage.

Dir sang ich, als Naiden,
Auf leichtem Hirten-Rohr
Einst meine Sehnsucht vor:
Da blicktest du zufrieden
Den Sänger an; und doch
Mußt' unsre Liebe noch
Romantisch hinter Hecken
Von Rosen sich verstecken:
Warum denn wendet sich
Von meinen Lauten-Schlägen,
So schüchtern, so verlegen

Dein Auge jetzt, wenn ich,
Seit, nach gewohnter Weise,
Gott Hymen zum Roman
Den Schluß hinzugethan,
In dir das Weibchen preise,
Das williglich die Kreise
Der muntern Jugend=Welt
Verließ, und, unverstellt
Mich liebend in der Stille,
Mein Alter, meine Brille
Und manche Dichter=Grille
Mir gern zu gute hält? —
So hätt' ich von Chlorinden
Und Daphnen und Belinden,
Den Buchen, Birken, Linden
Erzählt, am Wiesenbach
Die Nachtigallen wach,
Den West herbey gesungen;
Alinen oft gesehn
Von Grazien umschlungen,
Und oft die Amoretten
Ermahnt, auf grünen Höhn

Mit ihren Mirthen-Ketten
Dem Mädchen nachzugehn,
Wenn es entfliehen wollte;
Und meine Leyer sollte,
Nach hundert Liedern, nun
An deinem Feste ruhn?
Am Tage, wo dort unten
Die Parzen einst für Dich
Zum phantasiereich-bunten
Gewebe schwesterlich
Den ersten Faden spannen,
Die Arbeit lieb gewannen,
Und, als die Spindel lief,
Als an der Mutter Busen
Das längst mir von den Musen
Verheißne Mädchen schlief,
Und Freuden es umhüpften,
Des Kindes Faden schnell
An mein Gewebe knüpften? —
Naide! so entschlüpften,
Wie einem Silberquell,
Die letzten meiner Jahre,

Des Lebens Ueberrest;
So bleichten meine Haare
Mir Sorglos. — Welch ein Fest!
Und unbekränzet bliebe
Das stumme Saitenspiel?
Warum? Weil dem Gewühl
Der Thoren frostig klingt,
Was man von treuer Liebe,
Von Vater=Freude singt?
Weil hier ein faselnd Herrchen
Auf mein zu deutsches Lied
Hohnlächelnd niedersieht,
Und dort ein Mode=Närrchen
In buhlerischer Tracht
Leichtflatternd wie die Winde
Des reinen Kusses lacht,
Den Meineid nicht zur Sünde,
Nicht Sünde süßer macht?
Darum sollt' ich nicht rühmen,
Wie täglich zwischen Dir
Und unserm Knäblein mir
Die Stunden sich beblümen?

Du weißt, ein Sprichwort sagt:
Daß um den Beyfall Aller
Man sich vergebens plagt.
Will Canitz oder Haller
Der Gattinn Aschenkrug
Mit Klaggesängen ehren,
So wird er laut genug
Den Witzling spotten hören;
„Der Dichter“, heißt es, „weint;
Doch müssen, wie es scheint,
Ein Lied sich zu erwerben,
Erst seine Weiber sterben.“
Singt nun ein andrer sie
Noch lebend; eitle Müh!
Dem Spott entgeht er nie.
Wenn Otto mit dem Pfeile,
Gespornt von süßer Eile,
Zu seiner lieben Frauen,
Ihr Angesicht zu schauen,
Den Weg sich räumen läßt; 1)
Wenn Ritter, kühn und fest,
Jedoch im Dienst der Minne

Getreu, von sanftem Sinne,
Den Rosenmund, das Haar
Des Weibes hocherheben,
Und Könige so gar,
Von der Vermählten fern,
Um ihre Nähe gern
Die goldne Krone gäben;
So gönnet man dem schon
Fünfhundertjähr'gen Ton
Des Liedes seinen Lohn,
Den Rittern ihre Damen,
Den Hillmas ihre Nahmen,
Ihr Gothisches Gewand;
Und singt, am Ruhebette
Der artigsten Coquette,
In einer Ariette
Neumod'schen Liebestand.

Dem Künstler nur verzeihen
Halbkenner, Kenner, Laien,
Wie strenge sie auch sind,
Die Schwachheit, Weib und Kind

Zu modeln und zu mahlen;
Aus seiner Leinwand strahlen
Noch für die spätre Zeit,
In eigner Lieblichkeit
Die Augen, deren Blicke
Zu manchem Meisterstücke
Den Muth ihm aufgefrischt,
Wer ist's die dort im Grünen,
Mit unbefangnen Mienen,
Vom Geißblatt schön umbüscht,
Der Liebe Glück erwäget?
In wessen Rechte leget
Sie, vor sich hingewandt,
Die zarte, weiße Hand?
In jenem Zauberbilde
Voll Kraft und voller Milde,
Sitzt Rubens traulich da,
Um, seiner Gattinn nah,
Stillschweigend zu genießen;
Sie aber, ihm zu Füßen,
Will den Genuß versüßen. 2)

Selbst in der großen Scene,
Wo Angst und Wonne=Thräne
Sich mischen, banges Licht
Aus Wetterwolken bricht,
Und Grüfte sich beleben,
Und Engel niederschweben
Zum letzten Weltgericht;
Selbst da, wer dürft' es wagen,
Den kleinsten Spott zu sagen,
Wenn, bey dem Auferstehn
Der schon verklärten Leiber,
Uns Rubens seine Weiber
Rothwangigt mahlt und schön=
Geründet, unerschrocken,
Mit blonden seidnen Locken,
Die um den Busen wehn;
Noch mehr! wenn ungescheut
Er, ihnen zu gefallen,
Den blonden Mädchen allen
Die Seligkeit verleiht,
Und, ohne der Brünetten
Nur Eine zu erretten,

Hartherzig insgesammt
Zur Hölle sie verdammt?

Gesichert vor dem Spötter
Sind auch die Liebesgötter
Die, von Albano's Pinsel
Beseelt, im Rosenhain
Der mütterlichen Insel
Sich ihrer Spiele freun.
Du kennest sie, Naide!
Sahst ihren losen Schwarm
Wetteifernd in der Schmiede,
Cyclopen gleich, den Arm
Zur schweren Arbeit schwingen,
Die Feuereß' umringen,
Am Blasebalge ziehn,
Und Stahl zu Waffen glühn.
Die neue Rüstung galt
Dianens rasche Nymphen,
Sie, welche stolz und kalt
Auf Kuß und Liebe schimpfen.
Nach einem kurzen Streit —

Denn Amors Pfeile trafen —
Sahst du in Sicherheit
Die müden Krieger schlafen;
Und nun der Nymphen Chor,
Das ungesäumt hervor,
Aus Busch und Höhle stürzet;
Behend und leise dann
Des Feldherrn Flügel kürzet,
Und alle, Mann für Mann,
Entwaffnet, ihre Bogen,
Die erst zum Siege zogen,
Zerbricht, den Flammen beut,
Und, triumphierend, weit
Umher die Asche streut.
Zu diesen Phantasieen
Wer hat Begeisterung
Dem Künstler, wer den Schwung
Anakreons verliehen?
Es lenkte seine Hand
Die Liebe selbst; er fand
Zur Amoretten-Schaar,
Was ihm vonnöthen war,

In seinen eignen Knaben;
Albano's Töchter gaben
Das Urbild zur Gestalt
Der Nymphen die den Wald
Mit schlankem Wuchs durchkreuzen,
Und aus der Gattinn Reitzen
Wußt' er ein Ideal
Der Venus sich zu bilden,
Umblüht vom schönsten Thal
In Amathunts Gefilden. 3)

Was Lob dem Künstler bringt,
Will mans dem Dichter wehren?
Mich soll ein Lied entehren
Das meine Traute singt?
Naide! hab' ich je
Der Venus Wolken-Wagen
Mit Schwänen, weiß wie Schnee,
Bespannt um dich zu tragen?
Auf irgend einer Höh,
In Thälern, an der See
Dir Opfer rauchen lassen?

Und unserm Kleinen hier
Wann kam der Einfall mir,
Ihm Flügel anzupassen?
Ihr machtet beyde so
Mein Leben minder froh.
Das Bübchen giebt mir Freude
Als Bübchen, wie es ist,
Im Matelotten-Kleide,
Muthwillig ohne List,
Schon jetzt die Augenweide
Der Mädchen, klein wie er;
Und du, die Flur und Hütte
Verschönert um mich her,
Du halfst, nach alter Sitte,
Mir ohne meine Bitte,
Wenn eine Last zu schwer
Auf meinen Schultern lag:
Darum soll dieser Tag
Gesang und Kränze haben.
Mein Weib und meinen Knaben,
Mein Alles, meine Welt,
Sie will ich, muß ich singen,

Und den zum Schweigen bringen,
Dem solch ein Lied mißfällt;
Ein Lied das sich der treuen,
Schuldlosen Liebe weiht,
Die selbst in Wüsteneyen
Den Schwester-Arm uns leiht;
Bescheiden sich im Glücke
Zum Fröhlichen gesellt,
Uns wider alle Tücke
Des Schicksals aufrecht hält;
Die, wenn wir unter Sorgen
Entschlummern, sanft uns deckt
Und wieder uns am Morgen
Mit leisem Kusse weckt;
Zum Krankenlager eilend,
Auf jeden Pulsschlag merkt
Und jeden Seufzer theilend,
Die müde Seele stärkt;
Ein Lied von jener Stunde,
Wo Lust an Lust sich drängt,
Weil an des Vaters Munde
Sein Erstgebohrner hängt;

Von jenen Seligkeiten,
Die leider jetzt, verkannt,
Gelästert, weggebannt,
Einsamen, unentweihten
Gebüschen zugeflohn —
Ach! keiner Leyer Ton
Bringt sie zurück. — Naide!
Dein Auge voller Friede
Besänftige den Schmerz,
Der nun erwacht! O blicke
Mich tröstend an, und drücke
Den Knaben an dein Herz!

Anmerkungen.

1) Rument den Weg der minen lieben frowen u. s. w. Ein Lied von dem Margrave Otte von Brandenburg mit dem Pfile, einem Minnesinger aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Bekanntermaßen waren unter diesen Dichtern Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herren, und viele derselben sangen ihre Gemahlinnen, denen sie eben so viel Schönes sagten, als unsre Dichter ihren Mädchen; nur mit dem Unterschiede, daß es in einem einfältigeren Ton und eben darum noch wärmer und herzlicher geschah.

2) Die beyden angeführten Gemählde von Rubens befinden sich in den Bilder-Gallerieen zu München und Schleißheim.

3) Franz Albano ist eben so sehr Dichter als Mahler. Seine Frau und seine zwölf Kinder dienten ihm zu Modellen, wenn er eine Venus, Nymphen und Liebesgötter vorstellen wollte. Um die letzteren schwebend abzubilden, hängte er die kleinen Kinder in Bändern an die Decke des Zimmers.

Einfalt.

Seit meinen ersten Kinderspielen
Wie oft entwich der Frühling schon!
Ihm klagt' ich, wenn die Blüthen fielen,
Ihm sang ich bey der Lerche Ton;
Doch unter Klagen, unter Scherzen,
Blieb ich getreu dem eignen Herzen,
Und liebte, was voll Einfalt lacht,
Was leicht und froh das Leben macht.

Im weiten Saal auf Purpurdecken,
Wo Gold und Marmor uns umglänzt,
Kann oft der Wein so köstlich schmecken,
Als wo man irdne Becher kränzt;

Indessen wählt der Frohsinn lieber
Ein hartes Polster gegenüber
Der Einfalt, die, entfernt von Pracht,
Hinweg des Lebens Mühe lacht.

Es schmücken täglich ihre Hände
Mein Häuschen, das wie Silber strahlt,
Sobald der Mond auf weiße Wände
Die runden Fensterscheiben mahlt,
Im Schatten dann mein holder Kleiner
Sich hüpfen sieht, und heller, reiner
Ihm durch die sanft verklärte Nacht.
Der Mutter offnes Auge lacht.

Wenn rings um bunte Feen-Schlösser
Die Kunst ein Tempe werden heißt
Uns hier ein steigendes Gewässer,
Dort eine kühle Grotte weist,
Und, o Natur, dir nachzubilden,
Durch Wüsten führt zu Lustgefilden,
In Höhlen schreckt, in Hainen lacht;
Wer rühmt nicht ihre Zaubermacht?

Ist aber das von Buchenhecken
Umzäunte Gärtchen Wonneleer?
Wo dichte Lauben mich verstecken,
Wo Bienen summen um mich her,
Durchs Grün die rothen Aepfel blinken,
Und Sonnenblumen freundlich winken,
Da geht, vom Himmel angelacht,
Natur in leichter Hirtentracht.

Hoch über Stadt-Palläste hebet
Des Tempels Dohm sich feyerlich;
Bey seinem Glockenklang durchbebet
Der Andacht heil'ger Schauer mich;
Doch fühl' ich besser Gottes Nähe,
Wenn ich des Dörfchens Kirchthurm sehe,
Wo Frömmigkeit voll Einfalt lacht,
Und mir das Beten leichter macht.

Ihr Mütter! drückts mit jedem Kusse
Den zarten Kinderseelen ein:
Zum reinsten, sichersten Genusse
Kann Einfalt nur die Herzen weihn;

Sie tanzt mit uns um schlechte Hürden,
Lehrt singen unter schweren Bürden,
Und weilen, wo die Unschuld lacht,
Die leicht und froh das Leben macht.

Die Tempel.

„Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?"

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt

Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedern-Wipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! Wie Regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo Schneebedeckte Lasten wild

Aus dicht verschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf und untergehn
Beym Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnden, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier

Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumigter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Son pittore anch'io.

Wenn mir Anakreon, von Grazien umringt,
Das Lächeln der Natur, des Lebens Freuden singt,
So glüht Begeisterung in mir: Auch ich bin Dichter!
Wenn aber Klopstocks Harfe klingt;
Wenn ihm Gedanken, groß und schön,
Hervor aus heil'gem Dunkel gehn,
Stillglänzend, wie des Himmels Lichter;
Dann überwältigt mich des Sängers hoher Sinn,
Dann blick' ich schüchtern nur auf meine Lieder hin,
Seh' um mich her die Weisesten als Richter,
Und frage: Bin auch ich ein Dichter?

Aufklärung.

So recht! die Läden auf, daß wir dem Tages-
schein,
Dem Sonnenlicht' entgegen lachen!
Nur werft, um alles hell zu machen,
Uns nicht die Fensterscheiben ein!

Liebhaberey.

Im Schatten dieses Baums, warum
So unbeweglich und so stumm?
Was schaut ihr da mit unverwandten
Emporgehobnen Augen?
„Schweige du!
Wir sitzen hier als Dilettanten,
Und hören jenem Guckuk zu.“

Der
Neujahrstag auf dem Lande.

Ein Vorspiel in einem Aufzuge.

Personen:

Christoph, ein Bauer.
Hannchen,
Liesel, ein Kind von sechs Jahren, beyde seine Töchter.
Michel, ein Bauer.
Wilhelm, sein Sohn.
Ernst, Jäger des Barons von Burchhelm.

Die Scene ist eine Bauernstube.

Erster Auftritt.

Hannchen. Wilhelm. Nachher Liesel.

Hannchen (durch die verschlossene Thür zu Wilhelm der draußen steht). Bitte mich nicht, lieber Wil-

helm! es ist umsonst, ich darf dich nicht herein lassen; aber sagen will ich dir alles, was du zu wissen begehrst.

Wilhelm (draußen). O ich merke schon, was du mir sagen willst.

Hannchen. Du betriegst dich; höre nur!

Wilhelm. Auf diese Art kann ich und mag ich nicht hören. So niederträchtig laß ich mir nicht begegnen.

Hannchen. Aber wenn ich nicht darf?

Wilhelm. So darf ich auch nicht länger bleiben. Behüte dich Gott, Hannchen! Fürs erste siehst du mich nicht wieder.

Hannchen. Wilhelm! ... Wilhelm! (Für sich.) Ach! wenn er geht, so ist alles verloren. (Sie öffnet hastig die Thür und ruft ihm nach.) Wilhelm! Ein einziges Wort!

Wilhelm (kommt langsam und trotzig herein.) Billig hätte ich nicht umkehren sollen ... Mich so zu beschimpfen, heut am Neujahrstag, und wo du mich selber kommen heißest, wenn der Vater in der Kirche wäre!

Hannchen. Auch hat mich gewaltig nach dir verlangt.

Wilhelm. Ich glaub' es. Du konntest wohl die Freude nicht erwarten, mich draußen vor der Thür abzufertigen.

Hannchen. Schon gut, Wilhelm! Das ist der Lohn dafür, daß ich deinetwegen meinem Vater ungehorsam bin, der mir ausdrücklich befohlen hat ...

Wilhelm (aufgebracht). Mir das Haus zu verschließen? Geht er so mit ehrlichen Leuten um? Zwey Monate hat er wegen seiner Einwilligung in unsere Heyrath, zwar nichts versprochen, aber mich dennoch hoffen lassen; hat immer auf heute mich vertröstet; auf Neujahr wollt' er mir Bescheid geben; und nun sperrt er mich, wie einen Schelm, vor die Thür? Bey Gott ...

Hannchen. Sey doch nicht so unbändig. Du weißt ja nicht ...

Wilhelm. Ich weiß genug, weiß, daß dein Vater einen andern Freyer im Sinn hat, den Jäger, der vorigen Herbst beständig in eurem

Hause war, und den mir dein Vater bey jeder Gelegenheit vorzog. Gestern Abend ist er hier angekommen.

Hannchen. Den Jäger Ernst? O vor dem bist du sicher. Wir haben ihn mit keinem Auge gesehen, und er hat so wenig einen Gedanken auf mich, als ich auf ihn.

Wilhelm. Nur keine Unwahrheit! Alles könnt' ich eher verzeihen als die.

Hannchen. Hab' ich dir jemahls eine gesagt? — Lieber Wilhelm! Laß mich nur einen Augenblick reden! — Heute Morgen, sobald mein Vater aufgestanden war, kam er zu mir, faßte mich bey der Hand, und sagte: Was meinst du, wird mich Wilhelm jetzt an mein Versprechen erinnern? Er ist ein wackerer Bursche, und wenn ihr beyde des Handels noch einig seyd, so bin ich's zufrieden . . .

Wilhelm (in voller Freude). Zufrieden?

Hannchen. Geduld! Es ist eine Bedingung dabey. Vor dem Mittagsessen mußt du meinem Vater das Neujahr abgewinnen.

Wilhelm. Mich wunderts. Er pflegt sonst von dergleichen Späßchen kein Liebhaber zu seyn.

Hannchen. Auch diesesmal ist es kein Spaß, sondern voller Ernst. Was er darunter hat, begreife ich nicht; aber das Neujahr muß abgewonnen seyn.

Wilhelm. Hätt' er mir doch nichts leichteres aufgeben können! Ich springe gleich hin, stelle mich auswendig an die Mauer vom Gottesacker, und wenn er vorbey geht ...

Hannchen. Damit ist es nicht gethan. Es muß hier im Hause geschehen.

Wilhelm. Noch besser! Du versteckst mich in einen Kasten, oder ...

Hannchen. Auch dafür ist gesorgt. Verstecken darf ich dich nicht, und eben deswegen mußt' ich die Thür verriegeln. Alles was er mir erlaubte, war, durch das Schüsselloch dich von der Sache zu benachrichtigen.

(Wilhelm denkt nach, indessen schleicht von hinten Liesel herzu.)

Liesel (zu Wilhelm). Glückseliges Neujahr!

Wilhelm. Warte du kleiner Muthwille! Hättest mich fast erschreckt.

Hannchen (zu Liesel). Recht so! Jetzt aber gehe wieder zu deinem Spielzeug, und laß uns allein.

Liesel. Warum soll ich denn immer fort, wenn dein Wilhelm da ist? Ich seh' ihn eben so gern als du.

Wilhelm. Höre, Liesel! bey Nachbar Thomas wird das Neujahr gesungen; gehe du voran, ich komme bald nach, und dann schwatzen wir mit einander.

Liesel. Aber auch gewiß! (Geht ab).

Hannchen. Was meinst du, Wilhelm? Da ist guter Rath theuer. Indessen denke ich, wenn du mich lieb hast, so wird dir schon etwas einfallen. Nur säume nicht! Die Zeit bis zum Mittagsessen ist kurz. Insonderheit müssen wir uns in Acht nehmen, daß mein Vater dich nicht antrifft; hiermit könnten wir alles verderben. (Indem sie nach der Uhr zeigt). Siehe doch! die Pre=

digt muß den Augenblick aus seyn. Um Gottes willen ....

Wilhelm. Ade, liebes Hannchen! Ich werde um das Haus herumgehen, wie der Wolf um den Schafstall. Solltest du auf einen Anschlag gerathen ... Ihr Mädchen seyd doch immer schlauer als wir. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Hannchen. Nachher Christoph und Michel.

Hannchen (allein). Ach! es liegt mir schwer auf dem Herzen. Ich mochte den armen Wilhelm nicht muthlos machen; aber ich fürchte mehr, als ich hoffe. In der That ist Wilhelm zu ehrlich, um dergleichen Kunstücke recht auszuführen. Fast immer verräth er sich selbst, und mein Vater läßt sich nichts ablauern; der wird kein Gesicht von der Thür verwenden, wird mich hüten, auf alle meine Schritte und Tritte passen.

(Es klopft.)

Das ist er. (Indem sie ihr Hütchen tiefer ins Gesicht rückt). Wenn er mir nur an den Augen nichts ansieht! (Läuft nach der Thür). Wer klopft?

Christoph (draußen). Mache auf! ich bins.

(Christoph und Michel treten herein, letzterer ganz in sein Gespräch vertieft, so daß er Hannchen nicht wahrnimmt. Diese lehnt vorsichtig die Thüre an, ohne sie zuzuschließen; nähert sich darauf, und will dem Michel Glück wünschen, kann aber ihren Wunsch nicht anbringen.

Michel (im Hereintreten). Nein, Gevatter! die Predigt laß' ich mir nicht verachten.

Christoph. Aber wer verachtet sie denn? sage nur ... (Er merkt, daß die Thür nicht verschlossen ist, verriegelt sie, giebt Hannchen einen ernsthaften Blick, und winkt ihr, in die Kammer zu gehen. Hannchen traurig ab.)

Michel. Worüber könnte man wohl am Neujahrstage besser predigen, als über die Zeit? Was glaubt ihr, Christoph ...

Christoph. Aber, Gevatter Michel ...

Michel. Was glaubt ihr? wenn mancher das Jahr hindurch jeden Tag aufschreiben müßte, wie er ihn zugebracht hat, und am letzten December müßt' er die Tage nach einander mustern ...

Christoph. So versieht mich doch! Es war eine schöne, gelehrte Predigt; aber man konnt's ihr anmerken, daß der Pfarrer kürzlich erst aus der Stadt gekommen ist. Dahin taugte sie mehr als für die Bauern. Bey uns heißt es: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Hier lernt sichs wohl, daß man nicht den halben Tag so verfaullenzt.

Michel. Ich seh' ihrer doch auch genug, die etwas bessers thun könnten, als ihren Topf nach dem Kloster tragen, und mit einem andächtigen Gesicht . . .

Hannchen (schleicht hervor, und lauert. Als Christoph sie gewahr wird, läuft sie auf ihn zu, und fragt leise:) Vater, soll ich nicht ein Glas Branntwein holen?

Christoph. Thue das, Hannchen! und ein Brod dazu!

Michel. Ey! glückseliges neues Jahr, Hannchen!

Hannchen. Ich bin schon die längste Zeit um euch herum gegangen, euch das Neujahr ab=

zugewinnen, aber ihr habt mich nicht sehen wollen.

Michel. Nun! mein Sohn Wilhelm soll den Fehler wieder gut machen; der hat jüngere Augen. (Hannchen wird roth, und läuft in die Kammer.)

Christoph. Setzt euch, Gevatter! (Sie setzen sich.)

Michel. Lassen wir nun die Predigt, und denken daran, unsern Kindern ein vergnügtes Jahr zu machen. Ihr verspracht ja meinem Wilhelm . . . (Hannchen kommt mit dem Branntwein, und hört die letzten Worte.) Seht doch, sie wird schon wieder roth! Wenn die Mädchen so alle Augenblicke roth werden, dann geht's ihnen, wie den Zugvögeln im Herbste; sie wollen fort aus des Vaters Hause.

Christoph. Ist's wahr, Hannchen? Bist du es müde bey mir?

Hannchen. Warum sollt ich? Ihr habt mir nichts zu Leide gethan.

Christoph. Aber sage, wo bleibt denn unser Liesel? Die pflegt sonst ihren Pathen Michel nicht zu versäumen.

Hannchen. Sie hört in der Nachbarschaft das Neujahrsingen. Ich will sie . . . (Sie geht nach der Thür hin.)

Christoph. Nein, Töchterchen! Es möchte vor der Thür etwas herumspuken. . . . Du weißt unsere Abrede.

Hannchen (für sich). O, es hat mir geahndet!

Michel. Wie versteht ihr das, Gevatter?

(Es klopft.)

Christoph (zu Hannchen). Frage zuvor, ehe du aufmachest!

Hannchen (für sich). Die Knie zittern mir, daß ich kaum gehen kann. (Laut, mit furchtsamer Stimme:) Wer ist draußen?

Stimme vor der Thür. Der Jäger Ernst.

Christoph. Nur herein.

Dritter Auftritt.

Ernst. Die Vorigen.

Christoph. Ey, willkommen, Herr Ernst! viel Glück zum neuen Jahr!

Ernst. Eben so! (Zu Michel.) Und euch desgleichen! (Er reicht beyden die Hand. Michel giebt ihm die seinige ganz frostig.)

Christoph (zu Michel). Ihr kennt ihn doch? Er ist bey dem Herrn von Burchhelm. (Zu Ernst.) Wie sehen wir uns denn hier?

Ernst. Ich bin gestern mit meinem Baron hergeritten, der besucht euren gnädigen Herrn.

Christoph. Hannchen! einen Stuhl und noch ein Glas! Setzen wir uns!

Ernst. Wie hat Sie denn unterdessen gelebt, Jungfer Hannchen?

Hannchen (etwas verdrießlich). Recht gut, Herr Ernst! (Für sich im Weggehen.) Wüßte der arme Wilhelm das, er stürbe vor Eifersucht.

Christoph. Mich nimmts aber Wunder, daß der Herr Baron gerade zu dieser Zeit gekommen ist; denn heute muß es in der Stadt viel lustiger seyn, als auf dem Lande.

(Hannchen bringt ein Glas und entfernt sich gleich wieder.)

Ernst. Mein Herr verreis't immer auf diesen

Tag; und er hat recht, denn es ist der langweiligste im ganzen Jahr.

Christoph. Hm! unter den Stadtleuten ist doch alles so ganz anders! Was wir lustig nennen, das heißen sie langweilig und umgekehrt.

Ernst. Sie machen sich eben hundert Dinge beschwerlich, die ihr kurz abthut, und manches thun sie kurz ab, worüber sie länger nachdenken sollten. Am Neujahrstage schüttelt ihr eurem Nachbar die Hand, damit ist es geschehen; bey ihnen aber kann man sich nichts Gutes wünschen, ohne das es Mühe und Anstalten kostet. Nachher gehen sie wieder in die Kirche, wie ihr zum Tanz. Mein Herr pflegt deswegen von den Stadtleuten zu sagen, ihr Ernst wäre gemeiniglich Spaß, und ihr Spaß Ernst.

Christoph. Ein braver Herr, der Baron, dem die Vornehmen nicht alles sind, und der sogar den Bauer etwas gelten läßt.

Ernst. Was ist das für eine Rede, Christoph? Sogar! Wahrhaftig ihr auf dem Lande seyd nicht gescheid, daß ihr euch selber so gering macht

Christoph. Dann und wann denk' ich es auch, wenn ich um meinen Acker herumgehe, und das Korn mannshoch da steht. Dann mein' ich, es wäre keinem eine Schande, wenn ich zum Gruß ihm die Hand böte, die das gearbeitet hat.

Ernst. Mein Herr sagte neulich zu seinem Neffen, als wir bey einem Kornfelde vorbeyritten: Es ist doch ein Glück, wenn man seine Arbeit so von der Sonne darf bescheinen lassen!

Christoph. Auf des Herrn Barons Gesundheit! (Sie trinken.)

Hannchen (kommt, und sieht verstohlen auf die Uhr.) Ach! es dünkt mich eine Ewigkeit, und doch läuft mir die Uhr zu geschwind! Könnt' ich sie heimlich zurückstellen! ... Wo er seyn, was er beginnen mag! (Christoph sieht sie bedeutend an.) Vater! verlangt ihr etwas?

Christoph. Nichts, meine Tochter! (Hannchen ab). Aber Michel! wie ihr da sitzt! Ihr seyd immer so beredt, so aufgeräumt; war't es noch, als wir aus der Predigt gingen, und auf Einmal...

Ernst. Vielleicht, seitdem ich gekommen bin. Er bedachte sich lang', ob er mir die Hand geben wollte oder nicht.

Christoph (zu Michel.) Habt ihr etwas gegen ihn, Gevatter, so sprecht! Das Maulen kann ich für meine Sünde nicht leiden.

Ernst. Ich eben so wenig ... Frey heraus, Michel! Seht ihr mich nicht darum scheel an, weil ihr meint, ich wollt' eurem Sohn ins Gehege? Wilhelm that gestern auch in der Schenke so fremd gegen mich. Ihr habt Unrecht! ich will nicht läugnen, daß mir Hannchen gefiel, und vorigen Herbst, als ich hier mit dem Baron auf der Jagd war, ging ich ihr einige Wochen nach; sobald ich aber merkte, daß sie und Wilhelm einander verstünden, ließ ich ab; denn solch ein Pärchen trennen wollen, das bringt weder Glück noch Segen. Jungfer Hannchen selbst wird Zeuge seyn....

Michel. Ich brauche keinen. Hier! (Reicht ihm die Hand.)

Ernst. Und nun, lieber Christoph, wenn

mein Fürwort bey euch etwas gilt, so bitte ich, daß ihr dem ehrlichen Wilhelm es nicht länger sauer macht. Auf zehn Meilen in der Runde weiß ich keinen, der Hannchen so verdient wie er.

Christoph. Es liegt einzig an ihm, so bekommt er sie heute noch.

Michel. Wie das?

Christoph. Als ich um meine seelige Frau anhielt, da gab mein Schwiegervater, der seine eigene Grillen hatte, mir die Einwilligung nicht anders, als unter der Bedingung, wenn ich ihm in seinem Hause das Neujahr abgewönne. Ich ließ mich in einem Weinfasse vor seine Thür fahren, er lud mich ab, und brachte mich selber ins Haus. Da rief ich ihm aus dem Fasse das Neujahr zu.

Michel. Hätt' ich euch doch solche Schwänke nicht zugetraut!

Christoph. Es ist lange her, Gevatter!... Nun gelobt' ich in meiner Freude, daß, wenn ich Töchter groß zög', ich die älteste unter eben der Bedingung...

(Man hört vor der Thüre eine Geige.)

Christoph. Hannchen! hörst du nicht?

Hannchen, (welche langsam und traurig hervor kommt, für sich.) Ich meine, das Herz will mir zerspringen! Diese Musik fehlte mir noch.

Ernst. Wahrlich! die Geige klingt nicht übel.

Christoph (zu Hannchen). Siehe zu, wer der Spielmann ist.

Hannchen, (nachdem sie herausgeguckt hat). Ein blinder Mann mit seiner Tochter.

Christoph. Laßt ihn herein!

Vierter Auftritt.

Wilhelm, als ein alter blinder Mann in Bettlerkleidung, mit einem großen Hute. Liesel, ebenfalls ärmlich gekleidet, und soviel als möglich verhüllt.

Die Vorigen.

Wilhelm (tritt herein, und spielt ein sehr trauriges Stück). Michel (steht tiefsinnig auf einen Stuhl gelehnt, und sieht starr vor sich hin). Ernst (blickt mit Bedauern Hannchen an.)

Hannchen (für sich). Keine Hoffnung mehr! Dürft' ich nur in meine Kammer, und mich satt weinen!

Christoph (wirft einen verstohlenen Blick auf die Uhr, und schüttelt den Kopf). Es wäre mir doch leid, wenn er nicht käme! (Zu Wilhelm, als dieser eine Pause macht.) Woher, alter Vater? (Jener antwortet nicht.) Du! (zu Liesel) ist dein Vater stumm? (Liesel heftet die Augen auf den Boden, und schweigt.)

Wilhelm (spielt ein lustiges Stück).

Hannchen (wendet sich weg, und trocknet die Augen.)

Christoph (zu Wilhelm.) Alter! ist denn kein Wort aus dir zu bringen?

Wilhelm (nimmt den Hut ab). Glückseliges Neujahr!

Christoph und Michel. Wilhelm! Wilhelm!

Hannchen (läuft weinend auf ihn zu). Ach! bist du's?

Christoph. Du hast deine Sachen gut gemacht. Komm! (Fällt ihm um den Hals.) Mir ist nicht weniger bang geworden, als dir. (Michel drückt ihm die Hand, ohne etwas zu sagen.)

Liesel (enthüllt sich). Glückselig neues Jahr!

Christoph. Ey! Ey! das kleine Ding auch mit im Komplot?

Michel (hebt sie in die Höhe und küßt sie). Das sollst du mir nicht umsonst gethan haben.

Ernst (zu Christoph). Erlaubt ihr, daß ich den beyden euer Jawort gebe?

Christoph. Herzlich gern.

Ernst (legt des Mädchens Hand in die von Wilhelm.) Da Wilhelm! Gott sey mit euch!

Wilhelm. Hannchen! Ernst! Christoph! Ich hab' euch allen so viel zu sagen; aber ... (Er legt in einer heftigen Bewegung die Hand auf sein Herz.)

Christoph. Nun, Kinder! laß ich keinen von euch weg. Am Neujahrstage wird immer in meinem Hause für ein Paar Freunde mitgekocht. Das war so die Weise meines Vaters, und die behalte ich bey. Hannchen! ist alles gerichtet? wohl schwerlich! Die Küche wird diesen Morgen ein wenig gelitten haben. Wir wollen uns gedulden. Ernst erzählt unterdessen etwas Neues aus der Stadt.

Ernst. Ich wüßte nichts, das euch Freude machen könnte, als diese Neujahrswünsche. (Zieht einen Bogen aus der Tasche.) Sie mahnen mich fast wie der Basler-Todtentanz, worin auch alle Stände vorkommen, vom Kaiser bis zum Stallknecht. Eigentliche Wünsche sind es nicht; mehr eine Haustafel, wo jeder seine Lection findet.

Christoph. Das ist vernünftig! Die meisten Menschen hätten was sie brauchen, wenn sie es nicht beym Wünschen allein bewenden ließen. Ich bin sehr begierig. Les' er uns das, Herr Ernst!

(Während dem Lesen geht Hannchen ab und zu.)

Ernst (liest). An die Herren von der Regierung ... ist nur für die Stadtleute ... An die Herren vom Magistrat ... auch ... An die Väter.

Christoph. Gebt her! das muß ich selbst lesen. (Liest.)

Laßt eure Kinder Kinder bleiben,
Daß sie mit Pupp' und Stecken-Pferd,

So lang' es die Natur begehrt,
Ihr kindlich frohes Wesen treiben.

Die Blüthe fordert ihre Zeit,
Wenn Knospen Früchte geben sollen;
Und der Natur entgegen wollen,
Hat manche Thoren schon gereut.

Michel. Ist gut gemacht. Weiter!

Christoph (liest). An die jungen Frauen. Hannchen! da ist etwas für dich; komm, und lies!

Hannchen (liest). An die jungen Frauen.

Dem Weibchen, dem sein Haus gefällt,
Das gern zu Mann und Kindern sich gesellt,
Dem mangelt's nicht an immer neuen Festen.
Von allen Freuden auf der Welt
Sind doch die häuslichen die besten.

(Giebt den Bogen an Ernst zurück.)

Ernst (liest.) An die Mädchen.

Habt ihr bey Tändeley und Spiel
Der Langenweil und Grillen viel,
So, hört mich, liebe Mädchen!
Versucht's am Rocken, singt, und seht,
Wie lustig sich die Spule dreht:

Da laufen mit dem Mädchen
Die Stunden um die Wette;
Und nach gethaner Arbeit geht
Man fröhlicher zu Bette.

Christoph (zu Hannchen). Ich habe dir's immer gesagt: Ein Mädchen, das seinem Spinnrocken nicht treu ist . . . .

Ernst. An Ebendieselben.

Ihr Mädchen! schreibt an Thür und Wand
Das alte Sprichwort euch, denn vieles kann euch nützen:
Weit besser ist ein Sperling in der Hand,
Als zehn, die auf dem Dache sitzen.

Michel. Es heißt schon in einem alten Liede: So gehts, wenn ein Mädel zween Knaben lieb hat.

Ernst (liest). An die Kinder.

Christoph (zu Liesel). Da mußt du sehen, ob du es zusammen buchstabirst.

Liesel (liest).

Unschuld ist den Kindern hold;
Bey der Unschuld Kosen

Mahlt das Wölkchen sich mit Gold,
Oeffnen sich die Rosen.

Wohl versorgt in ihrer Hut
Seyd ihr lieben Kleinen;
Aber wenn ihr Böses thut;
Zwingt ihr sie, zu weinen,

Bis des Engels nasser Blick
Eurem Aug' entschwindet,
Und ihr dann des Lebens Glück
Nirgend wieder findet.

Laßt den Engel nicht entfliehn!
Geht ihm voller Reue
Zärtlich nach, und bittet ihn,
Daß er euch verzeihe!

Michel. Zu diesen Reimen muß Pater Beda, der die Orgel schlägt, uns eine Weise suchen, damit Hannchen sie als Wiegenlied singen kann.

Ernst (liest.) An die Soldaten.

Frisch auf, ihr Krieger, jeden Feind
Des Vaterlandes abzuwehren!

Doch bleibt des guten Bürgers Freund!
Der Bürger Schweiß muß euch ernähren.

An den Handwerksmann.

Der Bürger, dessen harte Hand
Mühselig Axt und Beil und Hobel führet,
Sey treu in dem, was ihm gebühret,
Und lieb' und ehre seinen Stand.
Wenn neben ihm der Amboß klingt,
Die Säge knarrt, die Hämmer tönen,
Dann sag' er freudig seinen Söhnen,
Daß Arbeit süße Ruhe bringt
Und ächtes Lob; daß jeder wackre Mann,
Zu gut, um knechtisch sich zu beugen,
Mit Schweißbedeckter Stirn sich aller Orten zeigen,
Und Fürsten unverzagt ins Auge sehen kann.

Den Handwerksleuten gehts ungefähr so wie den Bauern; sie halten sich auch selber zu schlecht; und das sollten sie nicht.

Den jungen Theologen.

Michel. Laßt mir dieses, Herr Ernst! denen hätt' ich so manches zu sagen. (Liest)

Will einer sich der Kirche weihen,
So wünsch' ich ihm zu seiner Priestertracht
Ein Herz, das über sich in stiller Demuth wacht;
Ihm wünsch' ich jenen offnen, treuen,
Arglosen Brudersinn, den fremdes Glück erfreuen,
Der schonen kann, und dulden und verzeihen.
Er übe gern die Tugend ohne Pracht,
Die menschliche, die auch den Laien,
Ehrwürdig seinem Volke macht.

Was ich davon verstehe, gefällt mir. (Giebt den Bogen zurück.)

Ernst (liest). An junge Rechtsgelehrte.
Mit denen habt ihr auch nicht selten zu thun.

An klugen Räthen fehlt es nicht,
Obwohl in groß und kleinen Staaten
Es hier und dort an Muth gebricht,
Dem Mächtigen ins Angesicht
Auch das, was ihm mißfällt, zu rathen.

Endlich noch eine Erinnerung, weiß nicht, an wen.

So mancher, den das Glück erhob,
O möcht' er, bey des Pöbels Lob,
Sich selbst und seine Würde kennen!
Das Bäumchen, das, vom Wind umbraust,
Auf einem hohen Berge saust,
Das pflegt ja Niemand groß zu nennen!

Christoph. Und nichts unter allen den Reimen für die Bauern? Die werden doch überall hintan gesetzt. Ein Glück, daß unser gnädigster Landesherr uns nicht vergißt! Wenn indessen die Stadtleute sonst billig gegen uns sind, so wünschen wir ihnen von Herzen alles Gute.

Alle. Der ganzen Stadt ein glückseliges neues Jahr!

Phädon und Naide,

oder:

Der redende Baum.

Ein Singspiel in zwey Aufzügen.

Vorbericht.

Die Urtheile meiner Freunde über dieses Singspiel waren, bey der ersten Erscheinung desselben, getheilt. Einige fanden, nach der strengsten Prüfung, nichts darinn, was ein zartes religiöses Gefühl beleidigen könnte. Ihnen dünkte, so wie mir, daß die einfältig fromme Naide, Phädon mit seinem festen Glauben an etwas Ueberirdisches, und die reuige Priesterinn dem leichtsinnigen Eurydamas vollkommen das Ge-

gengewicht hielten. Andre ärgerten sich an dem letzteren, weil sein Frevel ohne widrige Folgen für ihn blieb, und nicht einmahl sein Gewissen ihn deswegen zur Rechenschaft forderte.

Da ich Niemanden, auch nur durch den bloßen Schein einer Verletzung dessen, was den Menschen am heiligsten seyn muß, wehe thun möchte, so habe ich in meinem Stücke einige Veränderungen aufgebracht, welche ich zwar für Aufopferungen ansehe, die mich aber nicht gereuen sollen, wenn mein Zweck, jede Mißdeutung zu verhüten, durch sie erreicht wird.

Personen:

Phädon, ehemaliger Richter in der Stadt Pherä, in Thessalien. Die Kleidung seinem Stande gemäß, aber voll Einfalt.

Naide, ein junges Hirtenmädchen. mit einem ländlichen Hut, und einem Stabe, der oben gekrümmt ist, nach griechischer Art.

Eurydamas, ein junger Mann aus der Stadt Enossus in Kreta. Seine Tracht Griechisch; aber von der des Phädon verschieden, und kostbarer.

Cleodora, Priesterin des Apollo, welche das Orakel bedient; einfach, jedoch mit Würde gekleidet. Um die Stirn eine weiße Binde, und auf dem Haupt ein großer Lorbeerkranz.

Die Scene ist ein Thal in Thessalien, nahe bey Tempe.

Erster Aufzug.

Ländliche Gegend mit einer Hütte in der Ferne.

Erster Auftritt.

Phädon nachher Naide.

Phädon (allein).

Lange sucht' ich sie vergebens
In der Städterinnen Zahl
Endlich winktest du, o Thal,
Vor dem Abend meines Lebens
Mich zu ihr ins Hirten-Chor.

Ach! wie tönten alle Wipfel
Oft am hellsten Rosen-Tage
Bange Klage

Mir ins Ohr!

Singt, ihr Vögel, nun den Frieden

Meiner Seele; von Naiden

Singet mir ein Brautlied vor!

Naide kommt herbeygelaufen, nimmt seine Hand, und sieht ihm freudig, jedoch mit einer gewissen Unruh, ins Auge.

Naide. Ist es wahr, lieber Phädon, ist es wahr? bist du glücklich?

Phädon. So glücklich, daß ich meine vierzig Jahre ganz vergesse, und in der vollen Blüthe der Jugend, mit dir in gleichem Alter zu seyn glaube.

Naide (lächelnd). So lange man noch sagt, daß man etwas vergessen habe, ist dem Vergessen nicht sehr zu trauen.

Phädon. Mag seyn! Genug, daß vor zwanzig Jahren mir die Sonne nicht heller schien, der Wald nicht grüner war, als jetzt .... Aber, Naide! wirst du nicht morgen um diese Zeit mir völlig zugehören? Kannst du noch fragen, ob ich glücklich bin; noch zweifeln?

Naide. Wenn ich dich sehe, nicht. Dann

verschwinden alle Zweifel. Nur wenn ich allein bin . . .

Phädon. Rede fort, liebes Mädchen!

Naide. Ich schäme mich zu wiederhohlen, was ich so oft dir klagte, worüber du so oft mich zufrieden sprachst, und was mich doch immer von neuem quält.

Phädon. Sahst du mich jemahls ungeduldig, wenn es darauf ankam, wegen irgend einer Bedenklichkeit dich zu beruhigen?

Naide. Nein, du Guter! Und eben darum weil du so gut bist, von allen Menschen, die ich kannte, der Beste; eben deswegen hätte ich keine frohe Stunde mehr in meinem Leben, wenn aus Liebe zu mir das deinige minder glücklich wäre. Da geh' ich denn, wenn ich allein bin, und kümmere mich, und überlege eins nach dem andern; deine vorige Lage, und deine jetzige. Wie du, in einer volkreichen Stadt gebohren und erzogen, an ihre Vergnügen und Zerstreuungen dich gewöhntest, als Richter deine täglichen Geschäfte hattest . . . Und nun, dieß einsame Thal

zur beständigen Wohnung, diese immerwährende Muße... Ach, vergieb! ich hange dir an, wie ein Kind, und vielleicht sorge und rede ich so.

Phädon. Desto besser, liebe Naide! Was dir meine Rechtschaffenheit ist, das ist mir dein kindliches unbefangenes Wesen. Aber du solltest ohne Kummer seyn, da ich dir versicherte, daß Pherä, meine Vaterstadt, ihr Anzügliches für mich verlohr; daß sie von Jahr zu Jahr üppiger und leichtsinniger wird; daß die Obern ihre Gewalt je länger, je ungescheuter mißbrauchen, und darum von meinen Freunden die wenigen, welche das Licht der Sonne noch sehen, in andre Länder sich begaben; daß ausser ihnen...

Naide. Ich weiß das alles, du Lieber!

Phädon. Von meinem Richteramt erzählte ich dir vor kurzem erst ausführlich, warum ichs nicht länger verwalten konnte. Wasser zu tragen in bodenlose Fässer, ist, wie du von deiner Mutter hörtest, eine Höllenarbeit der Danaiden; und das war die meinige. Ich arbeitete mehr, denn sie alle; was aber den sauersten

Schweiß mir gekostet hatte, wurde von gewinnsichtigen, offenbar ungerechten, oder schwachen Mitrichtern jedesmal vereitelt. Anfangs haßten und verfolgten sie mich; nachher thaten sie, als ob sie mich geringschätzten. Sie gaben mich für einen gutherzigen Schwärmer aus, über den sie die Achseln zuckten; bis sie nach und nach mich ermüdeten, ich mein Amt niederlegte, und damit ich nicht, als bloßer Bürger, ihrer kleinen Rache ausgesetzt wäre, die Stadt verließ.

Naide. Auch dieses weiß ich, und begreife wohl, daß du von deinen Mitbürgern dich entfernen mußtest; aber deswegen hier innerhalb unsrer Hügel dich einzuschließen, die man immer zu den anmuthigsten von Thessalien rechnen mag, wo doch heute ist wie Morgen, wo Niemand dir begegnet, als unwissende Hirten . . . O Phädon! ich könnte nicht mehr leben ohne dich; und dennoch . . . (Phädon reicht ihr seine Hand, die sie mit Liebe und Wehmuth an ihr Herz drückt.) Armer Phädon!

Phädon. Warum sagst du so? Bist du nicht meine Naide?

Naide. Aber auch alles, was du hast!

Phädon. Wärest du mein einziges, bey den Göttern! ich hatte nie so viel. Indessen bin ich außerdem reicher als du mich angiebst und deine Besorgniß verbreitet dir über meine Lage ein falsches Licht. Sind wir denn hier von der übrigen Welt so ganz abgeschnitten? Kommen nicht, zumahl in der schönen Jahreszeit, der Fremden genug, selbst aus dem entlegensten Griechenland, um das Orakel des Apollo zu fragen, oder das angränzende lustige Tempe zu besuchen? Kurz, meine Liebe! was ich zwischen diesen Hügeln entbehre, dessen bedarf ich nicht mehr; und was mir immer Bedürfniß seyn wird, das finde ich in dir.

Naide. In einem schlechten Hirtenmädchen, das vor wenigen Wochen die Heerden noch hütete, nie eine Stadt sah, mit den feinern Sitten unbekannt, und in keinem Ding unterrichtet ist, als was man auf dem Lande zu lernen Ge-

legenheit hat, oder hier und da von einem Fremden hört!

Phädon. Den Sänger aus Larissa nicht zu vergessen, den das Hirtenmädchen zu seinen schönsten Arkadischen Liedern begeisterte!

Naide. Nur Geduld! Wenn du meiner Offenherzigkeit spottest, so behalte ich in Zukunft meine kleinen Geschichten für mich.

Phädon. Im Ernste bin ich dem jungen bescheidnen Sänger, dem es genügte, wenn er dir gegenüber saß, und du ihn anhörtest, vielen Dank schuldig. Er gab dir nicht mehr und nicht weniger Bildung, als ich wünsche, und nahm dir nichts von der schönen Einfalt, um derentwillen ich dich höher schätze, als alle Damen zu Pherä mit ihrer feinen Welt.

Naide. Als die Damen zu Pherä? Ach! eben diese Vergleichung fürchte ich am meisten. Liebender und treuer zu seyn, das verspreche ich dir; aber ist das alles? Ich müßte, wie sie, reden, so dich unterhalten können; sonst wirst du meiner in kurzem müde.

Phädon. Freylich thun sie auf ihre Gespräche sich viel zu gut; und es ist etwas darinn, das anfänglich gefällt. Schade nur, daß ihr Reitz mit der Neuheit aufhört! Das Vorzügliche derselben liegt größtentheils nicht in dem, was, sondern in der Art, wie sie es sagen; in zierlichen Wendungen, die noch dazu gelernt oder nachgeahmt sind. Eigenes darf man überhaupt wenig erwarten; denn die vornehmen Städterinnen sehen alles, wie es von Kind auf ihnen gezeigt wurde. Alles ist verabredet. Ich, der ich die schönen Sachen auswendig konnte, war ihrer längst überdrüßig. Noch überdrüßiger des Geschwätzes, das mehr, als bloße Unterhaltung, zu seyn scheint, aber im Grunde weniger ist; wo man begierig fragt nach dem, was man nicht zu wissen verlangt; inständig bittet um das, was man nicht begehrt; einmal über das andere ausruft, ohne sich zu verwundern, und Versicherungen giebt, von denen man vorher weiß, daß sie Niemand glaubt. So gewöhnen sich die artigen Rednerinnen, immer weniger zu denken. Von

Tage zu Tage wird das Urtheil seichter, das Gefühl stumpfer, und darum hat in dem ganzen feinen Zirkel nicht Eine mich so verstanden, wie du; nicht Eine mir so viel neues gesagt.

Naide. Letzteres wundert mich nicht, weil du mit jenen Damen beständig lebtest, und mit keinem Landmädchen noch Umgang hattest. Zwey Monate sind es, und kaum, daß wir einander kennen. Leider wird es mit dem Neuen bald am Ende seyn.

Phädon. Da du alles mit deinen Augen siehst, mit deinem Herzen empfindest, so kann es nie daran fehlen ... O Naide! kein Mißtrauen mehr in dich selbst! ich bitte dich. Wüßtest du, wie verlassen ich oft umhergieng in der volkreichen Stadt, wegen deren Verlust du mich bedauerst; was ich gelitten, wie ich geseufzt habe nach einer guten Seele gleich der deinigen; wie du mir wohl thust mit deinem geraden Sinn, mit der unbestechlichen Wahrheit in dir; unmöglich könntest du ...

Naide. Nichts weiter! Von nun an will

ich Muth fassen; will denken, du wärest nicht in meine Hütte gekommen, hätten nicht die Götter dich zu mir geführt. Und die Götter lieben dich! Sie wollen dein Glück den Händen eines armen Mädchens anvertrauen, eines armen Mädchens; aber ihm ist es heiliger als allen andern. So würde keine darüber wachen . . . Ja, Phädon! ich glaube dir, wie du mir geglaubt hast.

Phädon. Das solltest du, meine Liebe! Du erinnerst dich, wie du nur wenige Worte brauchtest, um wegen der Ungleichheit unsers Alters mir jeden Zweifel zu benehmen. Ich traute deiner Versicherung, obwohl ich wußte, daß von hundert jungen Mädchen nicht Eins neben einem Manne von meinen Jahren auf die Dauer vergnügt ist; daß wenigstens manche Stunde kommt, in welcher der Anblick schöner blühender Jünglinge . . . .

Naide (sieht ihn traurig an). Phädon!

Phädon. Sey ruhig! Seitdem ich dir angelobte, mir keine Bedenklichkeiten mehr zu machen, hab' ichs gehalten.

Naide. Du hättest auch gar zu großes Unrecht! In jeder Miene stehst du, hörst es in jedem Wort, im Ton der Stimme selbst, und fühlst es, wenn ich deine Hand drücke, was du mir alles bist. Wo fänd' ich den Jüngling, den ich lieben und ehren könnte, gleich dir? Wem könnt' ich so folgen in allen Dingen, auf wen so festiglich mich verlassen, daß er mich leitete, mich stärkte zum Guten? Wiederum hätte kein Jüngling an mir die Freude, wie du; so würde keiner mir anhangen — — — Und dann, lieber Phädon, was bedeutet dein Alter? Vom Greise bist du noch weit entfernt. Jugendlich ist dein Herz, und mehr Leben und Munterkeit in dir, als in vielen, deren beste Zeit erst beginnt. — O gewiß, unter Tausenden gäb' ich an keinen mich hin, mit der Zuversicht. Bey dir, meyne ich, muß der Himmel wohlgefällig mich ansehen, und mir kann nichts Böses begegnen.

Wie das Blümlein gern im Schatten
Einer breiten Buche steht,

Wenn sie leis auf grüne Matten
Ihre Kühlung niederweht;

Phädon.

Wie, verjüngt, auf frischen Matten
Die bejahrte Linde steht,
Wenn der West in ihrem Schatten
Um ein zartes Blümlein weht;

Naide.

Also bleib' ich ohne Sorgen
Neben dir, in deiner Hut.

Phädon.

Also giebst du süße Sorgen
Täglich mir und frohen Muth.

Beyde.

Naide. Wohl der Liebe, }
Phädon. Wohl der Treue, } die verborgen
Naide. In getreuen }
Phädon. In geliebten } Armen ruht!

Phädon. Aber nun, du kleine Zweiflerinn, das, weswegen du vermuthlich mich aufsuchtest — die Antwort deiner Mutter! Erläßt sie uns

die Befragung des Orakels, oder glaubt sie, daß unsre morgende Hochzeitfeyer dieselbe nothwendig fordere?

Naide. Wie die Alten sind, lieber Phädon! Ich hab' ihr alle deine Gründe gesagt; daß man neimlich den Apollo nicht um Dinge befragen sollte, die man selber sich beantworten kann; daß wir beyde, von unsrer gegenseitigen beständigen Liebe versichert, keiner weiteren Versicherung bedürfen; daß, wenn auch ein Göttersspruch uns Unglück weissagte, wir darum nicht von einander abließen, längst entschlossen, jedes Schicksal gemeinschaftlich zu dulden, und einander zu erleichtern. Alles hab' ich meiner Mutter gesagt; aber sie bestund darauf, es wäre so die Gewohnheit des Landes von undenklichen Zeiten her, und die Verabsäumung derselben möchte den Gott erzürnen. Sie wollte weinen; da brach ich ab.

Phädon. Du hast recht gethan. Ich gehe sogleich zur Priesterinn, damit sie das Nöthige veranstalte.

Naide. Und ich zu meiner Mutter, um ihr die Bothschaft zu bringen. Doch erwarte ich dich. Aber, du Lieber! die Höhle der Priesterinn ist nicht weit; eile, daß ich dich bald wieder sehe!

Zweyter Auftritt.

Naide allein; nachher Eurydamas.

Naide (sieht den Phädon nach). Da geht er, der Liebe, Gute! Mein Herz ist überall mit ihm. Wenn er nur auf Augenblicke mich verläßt, so vermiß' ich ihn schon. Und wenn er dann zurückkehrt, so freudig zurück zu seiner Naide, zu der seinigen . . . O ich fühl' es im Innersten der Seele, was es heißt, einem solchen Manne sein Liebstes zu seyn. Sonderbar, daß oft bey meiner Heerde mir etwas hiervon ahndete, mir etwas träumte von einer bessern Liebe, wie ich nirgend unter meines Gleichen sie gesehen hatte! Fast wär' ich um des süßen Traums willen über die Niedrigkeit meines Standes mißvergnügt

geworden. Die Götter verzeihn mirs! Nun ist es eben der niedrige Stand, dem ich alles schuldig bin; denn Phädon wählte das Hirtenmädchen. Auch bleib' ich dabey, morgen zur Hochzeit mich als Hirtenmädchen zu schmücken; und dieser Stab, mit welchem ich hinter meinen Ziegen herging, soll in meine neue schönere Wohnung mich begleiten. Er ist der Ehre wohl werth!

Du frommer Hirtenstab,
Des Himmels beßter Segen!
Die Unschuld selber gab
Dich mir auf meinen Wegen:
Da war ein Kinderspiel, ein Scherz
Genug für mein zufriednes Herz.

Wie glücklich, wenn ins Thal
Die Morgensonne schaute,
Und ich in ihrem Strahl
Mein Haus von Zweigen baute!
Dir seys gedankt, o Hirtenstab,
Den lachend mir die Unschuld gab!

(Eurydamas kommt leise aus dem hintern Gebüsch hervor, und hört anfänglich von weitem zu. Aldann nähert er sich immer mehr; doch ohne von Naiden gesehen zu werden.)

Hier ließ ein grüner Ort
Mich unter Blumen singen;
Aus Binsen lernt' ich dort
Mir einen Gürtel schlingen:
So ländlich waren Spiel und Scherz,
Und Einfalt sicherte mein Herz.

Und wenn im langen Zug
Die Frühlingsvögel kamen,
Welch eine Lust, den Flug
In Tänzen nachzuahmen!
Ihr Götter! mir zum Schutze gab
Die Unschuld diesen Hirtenstab.

Ihr Götter . . . .

(Sie wird den Eurydamas gewahr).

Eurydamas. Zürne nicht, liebes, holdes, Mädchen, daß dein Gesang mich herbeylockte!

Angenehm ist es, dich singen zu hören; noch angenehmer, dich zu sehen.

Naide. Was begehrst du, Fremdling? Denn deine Kleidung verräth, daß du kein Thessalier bist. Kann ich dir über etwas Bericht geben, oder dich zurechtweisen? Man bedarf dessen in einer unbekannten Gegend.

Eurydamas. Ich begehre nichts, als dir zu gefallen.

Naide. Wenn du nichts bessers mit mir zu reden hast, so lebe wohl! Es warten Geschäfte auf mich, die keinen Aufschub leiden. (Sie will gehen.)

Eurydamas (hält sie zurück). Ist man hier so unfreundlich, daß man die Fremden nicht einmal nach ihrem Namen und nach ihrer Heimath fragt?

Naide. Wir halten das für eine Neugier, welche jungen Mädchen nicht geziemt.

Eurydamas. Ich aber könnte dir von meinem Vaterlande vielleicht manches erzählen, das dir keine Langeweile machte; denn ich komme

weit her; von der Insel Kreta, wenn du jemals sie nennen hörtest.

Naide. Vorlängst hatten wir einen deiner Landsleute bey uns, den ich aber nicht sah. Er war (so hieß es) auf der Flucht, und kam in diesen Winkel von Thessalien, um bey unsern weissagenden Lorbeer Rath zu hohlen.

Eurydamas. Die weissagenden Lorbeer haben vor mir gute Ruh. Ich reise bloß in der Absicht, meine Jugendjahre zu nutzen, und mich zu vergnügen. Jetzt will ich nach Tempe, welches man als den Lustgarten von Griechenland, und von der ganzen Welt beschreibt, als den Sitz aller Freuden. Mein Weg gieng hierdurch. Wer aber kann eure schönen Rebenhügel mit Oel- und Mandelbäumen umpflanzt, eure Wiesen, mit ihren hundert klaren Bächen, und die Citronen- und Granatenwäldchen sehen, und vorbeyziehen? Ich mußte verweilen. Wo mir etwas gutes aufstößt, da nehm' ich es mit; und würde mein Wunsch erfüllt, so wäre mein Leben ein beständiger Genuß.

Becher schäumten in die Runde;
Küsse rauschten zum Gesange;
Rosen kränzten mich, so lange
Mir die Sonn' am Himmel lacht.

Alle führt die schwarze Stunde
Zu des Orcus Finsternissen;
Und betäubt von Wein und Küssen,
Sieht man nicht des Grabes Nacht.

Naide. Mit diesen Gesinnungen wird es dir bey uns, unter einem Hirtenvolke, daß seine wenigen einfältigen Vergnügen durch Arbeit zu verdienen gewohnt ist, schwerlich gefallen... Aber ich habe nun gethan, was die Pflicht gegen Fremde fordert, und darf keinen Augenblick länger von Hause bleiben, wo meine Mutter nach mir verlangt.

Eurydamas. So vergönne mir wenigstens, mit dir zu gehen! (Er faßt sie bey der Hand.)

Naide (will die Hand wegziehen). Es ist nicht Sitte; laß mich!

Eurydamas (der sie fest hält, mit einem bittenden zärtlichen Ton). Kannst du mir eine so kleine Gefälligkeit versagen? Auf dem Wege von Kreta bis hierher sah ich der Mädchen viel; aber wie du, entzückte mich keins. (Er drückt ihre Hand an sich.)

O wie so gern
Möcht' ich an deinen Arm mich schließen!

Naide (reißt sich mit Gewalt los, und stößt ihn zurück.)

Verwegner, fern!
Den kleinsten Frevel wirst du büßen.

Eurydamas (nähert sich ohne sie anzurühren).

Wir sind allein;
Die Bäume schweigen.

Naide.

Doch giebt es Zeugen
Im stillen Hain.

Beyde.

Wir sind allein;

Eurydamas. Die Bäume schweigen
Naide. Doch giebt es Zeugen
Im stillen Hain.

Erydamas.

Vielleicht die Nymphen?
Wer sah sie noch?

Naide.

Den Hain beschimpfen
Ließ keine doch.

Eurydamas.

Göttinnen müssen Scherz verstehen:
Die ganze Rache treffe mich!

Naide.

Sie drohn und segnen auf den Höhen;
Sie lobt das Thal, und fürchtet sich.

Beyde.

Eurydamas. Und wenn es alle } Nymphen
Naide. Und wenn es keine } sehen;

Eurydamas. Mein Busen glüht für dich }
Naide. Mein Herz verachtet dich! }

(Eurydamas will den Arm um sie schlingen; entfernt sich aber, als er den Phädon sieht.)

Dritter Auftritt.

Phädon. Die Vorigen.

Naide (läuft den Phädon entgegen). Dank sey den Göttern, lieber Phädon, daß du kommst, und von diesem kecken Fremden mich los machst! O wie freu' ich mich unsrer nahen Verbindung! Von morgen an geh' ich nimmer allein, hab' ich überall dich zu meinem Beschützer.

Eurydamas (zu Naiden). Also ist dieser die Ursache, warum du so viel Ehrfurcht gegen die Nymphen bezeigtest, und mich einen Frevler nanntest, als ich meinen Arm zur Begleitung dir anbot? Hättest du nur ein Wort hiervon gesagt! Ich bin so unbescheiden nicht, in einem solchen Fall ein armes Mädchen in Verlegenheit zu setzen; vielmehr lob' ich deine Vorsicht. Wer seinen Bräutigam nach der Klugheit gewählt hat, muß auch mit Klugheit ihn behandeln.

Naide. Magst du immer so von meiner Wahl urtheilen! Dir und deines Gleichen geht es nicht

ein, daß ein junges Mädchen an einem Mann, außer Gestalt und Jugend, etwas von Herzen lieben könne, und daß ich meinen Phädon nicht hergäbe für den schönsten Jüngling aus Kreta, der über das Meer reist, um in fernen Ländern Weine zu kosten, Rosen zu pflücken, und unschuldige Mädchen zu verführen.

Eurydamas (für sich). Wenn es solcher Mädchen hier viele giebt, so bleibe ich nicht lange.

Phädon. Laß ihn, Naide! und gehe zu deiner Mutter, um dir einen Kranz von Lorbeern zu flechten, wie es denen gebührt, welche sich dem Orakel nähern wollen. Ich folge dir bald. Unterdessen wird die Priesterinn das Feuer auf dem Altar anzünden, und sorgen, daß alles bereit sey.

Naide. Gut, lieber Phädon! Aber du kommst doch, ehe der Kranz fertig ist?

(Geht ab).

Vierter Auftritt.

Phädon. Eurydamas.

Phädon. Nun sage du mir, junger Flatterer, woher du meinst, daß unter allen Himmelsstrichen alle Mädchen, denen du zum erstenmal begegnest, dir zugehören? Ich rede nicht von Naiden, als meiner Verlobten; denn mit ihrem Hirtenhute war sie dir, was jedes andere gemeine Mädchen; und ein Auge, wie das deinige, konnte nichts besseres an ihr wahrnehmen. Aber ein Mann, dächte ich, der die Sprache und die Kleidung eines freygebornen Griechen hat, sollte auch gegen eine Hirtinn keine Gewalt brauchen. Du siehst, ich bin so billig, wie an meiner Stelle wenige seyn würden; indessen rathe ich dir, itzt, da du mich und Naiden kennst...

Eurydamas. Ereifere dich nicht! Ich habe dich bisher fortsprechen lassen; denn du mußtest dir Luft machen; deine ganze Rede aber hättest

du sparen können. Die Mädchen, auch die besten, übertreiben gern. Bey kaltem Blute wird Naide selber gestehen, daß ich nichts verlangte, als sie nach ihrer Wohnung zu führen.

Phädon. Und da sie nicht wollte, auf eine Art es verlangtest ...

Eurydamas. Man muß ja zuvor ein Mädchen prüfen, ob es im Ernste nicht will! Doch, um kurz abzubrechen, du hast von mir nichts zu befürchten, und ich koste dir sicherlich keinen Wächter und keinen Riegel mehr. Nun von andern Dingen! Erlaube mir, dich etwas zu fragen, woran mir viel gelegen ist.

Phädon. Dürfte ich nicht, ehe wir ein neues Gespräch anfangen, deinen Namen wissen, und in welcher Gegend von Kreta du geboren wurdest?

Eurydamas. Mein Name ist Eurydamas, und meine Vaterstadt Cnossus.

Phädon. Wo man das Grab des Jupiters zeigt.

Eurydamas. Leider! ich habe mich schon

genug über diese Posse geärgert, die uns Kretern so wenig Ehre macht, als euch euer Lorbeerbaum, welcher auf alles antwortet, und das Sprechen vermuthlich von Jupiters Eichen zu Dodona gelernt hat. Soll er doch mit ihnen um die Wette prophezeihen, und sein Handwerk so gut verstehen, daß er immer eine Ausflucht behält, die Prophezeihung mag eintreffen oder nicht!

Phädon. Zwischen eurem Grab' und unserm Lorbeer ist, meines Erachtens, ein merklicher Unterschied.

Eurydamas. Den möchte ich hören; und das war es eben, was ich dich fragen wollte; ob du bloß aus Gefälligkeit gegen deine Braut zum Orakel gehst, oder ob du wirklich ... Aber nein! es wäre Beleidigung, dergleichen von dir zu argwöhnen. Du hast länger gelebt, mehr erfahren, und mehr gedacht, als ich: Dir muß ein wahrsagender Baum so lächerlich scheinen, wie mir die Heiligthümer bey Cnossus.

Phädon. Du irrest sehr, Eurydamas! Ein

Jupiter, der, als euer König, bis auf den heutigen Tag in Kreta begraben liegt, und doch, als Gott, im Olympus donnert, also zu gleicher Zeit todt und lebendig ist, welcher Verstand kann das zusammen zusammenreimen?

Eurydamas. Und ein Gott, der in einen Baum kriecht, und aus demselben von künftigen Dingen schwatzt, oder vielmehr euch Räthsel aufgiebt ...

Phädon. Wäre vollkommen so ungereimt. Wenn hingegen ein höheres Wesen, vermittelst eines Lorbeers, dich seine Gegenwart empfinden, eine Stimme dich hören läßt, welche dir seinen Willen, nach deiner Weise, menschlich offenbart; wenn der Gott einen leblosen Baum dazu wählt, um seine Reden, als göttlich, zu beglaubigen; und zwar einen ihm geweihten Baum, dessen unvergängliches Grün ein Sinnbild der unsterblichen Natur ist, was findest du hierinn widersinniges?

Eurydamas. Du hast in der Kunst der Einkleidung es weit gebracht, und niemand legte

noch einem albernen Mährchen ein schöneres Gewand an. Aber ist es möglich, daß du eine Sache durch ein Wunder erklärst, die ganz natürlich zugeht? Wer kennt nicht die Betriegereyen der Priester?

Phädon. Ihre Lügen und Gaukelspiele sind mir bekannt; allein man erdichtet nicht, was nimmer war, sondern dichtet es nur anders, oder etwas hinzu. So konnten die Priester nur das Wahre verstellen, und hinzu lügen. Hätte nie ein Gott mit den Menschen geredet . . .

Eurydamas. Ich verstehe dich. Wo bliebe dann die herrliche Geschichte vom Apollo? Jedes Kind weiß, daß er, aus dem Himmel gejagt, in diesen Thälern die Ochsen vor sich hertrieb, und, um die Landwirthschaft zu verbessern, die Hirten nach und nach Verse machen leerte; insonderheit aber durch seine Leyer den Geschmack der Hirtinnen verfeinerte, bis die ungelehrige Daphne . . .

Phädon. Kein Wort mehr! Die Erzählun-

gen vom Wandel der Götter unter den ersten Menschen, deren sie sich in ihrem hülflosen Zustande annahmen, sie durch Künste bildeten, und durch Liebe vereinigten, diese Erzählungen, die allen Völkern, Griechen und Barbaren, heilig sind, mag einer glauben, oder bezweifeln, wie er kann; aber verspotten laß' ich sie nicht; und wer darüber zu lachen im Stande ist; dem habe ich nichts weiter zu sagen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Eurydamas (allein).

Welch ein unglückliches Gestirn hat mich heute zu lauter Schwärmern geführt? Möchten sie immer phantasieren, was sie wollten; wenn sie nur nicht über alles sich erzürnten, und zu jedem lustigen Einfalle sauer sähen! . . . Aber Phädon soll am Ende mit lachen, trotz seiner Ernsthaf-

tigkeit; und ich versuche, was mir während des Gespräches mit ihm in den Sinn kam. So wird Naide zu gleicher Zeit für ihren Spott ein wenig gezüchtigt, und vergißt, mit ihrem Triumphe zu prahlen. Sie verdürbe mir sonst bey ihren Gespielinnen mein ganzes Glück . . . Freylich ein kühnes Unternehmen . . . Aber es sey gewagt! Hab' ich erst das Geheimniß des Orakels, und die Künste der Priesterinn entdeckt, so muß diese mir gehorchen . . . Vortrefflich! Die gesunde Vernunft am Schwindelgeiste zu rächen, das bringt einem Kreter doppelten Ruhm!

In deinen Hain, Apoll!
Will ich die Rache tragen;
Was ich gebiete, soll
Der heil'ge Lorbeer sagen:
Es höre da, mit banger Seele,
Naide mich, als redenden Gott!

Dann will ich's verkünden;
Will schmücken mein Haupt

Mit Kränzen und Binden,
Dem Phöbus geraubt.
Die Priesterinn, die Wunderhöhle,
Der goldne Dreyfuß werde zu Spott!

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Hain des Apollo. Hinten eine Höhle; neben dem Eingange derselben, links ein goldner Dreyfuß, rechts ein alter Lorbeerbaum von ungewöhnlicher Größe, zwischen jungen Lorbeern, die seinen Stamm verbergen, und über welche nur sein Wipfel hervorragt. Die jungen Bäume decken zugleich den halben Eingang der Höhle. Weiter vorn, auf der Seite, wo der große Lorbeer steht, ein alter einfacher Altar, mit drey Stufen. Auf diesem ein brennendes Feuer, welches nach dem Orakelspruch allmählich erlischt.

Erster Auftritt.

Cleodora nachher Eurydamas.

Cleodora (kommt aus der Höhle, tiefsinnig, mit langsamen Schritten). Wieder ein Orakelspruch!

Warum ließ ich in ein so gefährliches Geheimniß mich einweihen? Zwar in meinem damaligen Alter . . . Welches junge Mädchen hätte die priesterliche Binde nicht angenommen, um einst, als die Vertraute des Phöbus, sich von einem ganzen Volke verehrt zu sehen, über ein ganzes Volk zu herrschen, durch ein Wort, durch einen Wink? . . . Aber daß ich so lange des eingebildeten Glücks in Ruhe genießen konnte! daß nicht früher in mir Zweifel erwachten! Seit kurzem erst überfällt mich ein Schauder, wenn ich in den hohlen Baum mich begeben, und die Stimme des weissagenden Gottes nachahmen soll; die Stimme dessen, der am Himmel die Sonne daherführt, jeden Abgrund erleuchtet, und jeden Gedanken der Seele durchschaut. Fürchten nicht alle, denen er Licht und Wärme bringt, seinen weit treffenden, tödtenden Bogen? Und ich, ein ohnmächtiges Weib . . .

Ich? in seinem Namen lügen?
Lästern ihn in seiner Klarheit?

Meine Seele bebt zurück ...
Aber kanns Apollo rügen?
Aber ist es Lästerung?

Schleyer decken hier die Wahrheit;
Und es mag des Pöbels Blick
Nicht ins innre Wesen dringen;
Ohne frommen Wahn empfiengen
Götter keine Huldigung.

(Während des Gesanges schleicht Eurydamas, von der Priesterinn ungesehen, in ihre Höhle.)

Nein! ich beging keine Frevelthat. Sonst hätte Phöbus längst diesen Lorbeer zerschmettert, oder mitten in der Weissagung wären diese Lippen erblaßt, und ich verstummt. Wenn die Menschen nicht dann und wann Erscheinungen haben, nicht eine Stimme hören aus dem Olympus, so fragt keiner nach den Unsterblichen. Vor einem redenden Lorbeer werfen sie sich auf ihr Antlitz, und beten an im Sichtbaren das Unsichtbare ... Weg mit jenem schwermüthigen Zweifel! Hab' ich doch nie etwas geantwortet, das Apollo miß-

billigen könnte! Wen betrog ich je zu seinem Schaden? Und wie Vielen hab' ich Trost und Warnung gesagt... Aber ich vergesse mich, Phädon und seine Braut werden bald da seyn.

(Sie will nach ihrer Höhle, und sieht den Eurydamas herauskommen.)

Wer bist du, frecher Jüngling, der du in die Höhle des Apollo dich wagst, die kein unheiliger Fuß betreten darf? Weißt du...

Eurydamas. Nicht so laut, hochgebietende Priesterinn! Ich weiß Dinge, welche mir sicherlich deine Achtung erwerben, wenn du mich näher kennen lernst.

Cleodora (erschrocken für sich). Gerechter Himmel! ich bin verrathen!

Eurydamas. Ueberdieß muß die Absicht, in welcher ich komme, dir nothwendig gefallen; denn es ist, um dir und deinem Gott' eine Mühe abzunehmen.

Cleodora (für sich). Hier brauchts Entschlossenheit! Sieht er mich betroffen, so ist keine Rettung mehr!

Eurydamas. Im Vorbeygehen erzählte mir ein gewisser Phädon, daß er dich um deine Fürsprache bey dem Apoll ersucht hätte, von welchem er, nicht sowohl einen guten Rath, weil es damit zu spät wäre, als einen Glückwunsch zu seiner Hochzeit verlangt. Nun dünkte michs ein wenig unschicklich, den Gott um solch einer Kleinigkeit willen die Zügel der Sonnenrosse aus der Hand legen zu lassen, und mir fiel ein, daß ich, mit deiner Erlaubniß, seine Stelle vertreten könnte. Um aber alles recht zu machen...

Cleodora. Hör' auf zu lästern; oder du wirst empfinden, daß man in Thessalien mit dem Orakel des Phöbus keinen Scherz treibt.

Eurydamas. Nur eine kleine Geduld, bis ich ausgeredet habe!... Um alles recht zu machen, ging ich in die Höhle, durchsuchte sie, betrachtete nachher den Lorbeer, stieg in die Oeffnung desselben, und war so glücklich, daß ich die ganze Geräthschaft des Apollo, die er zum Wahrsagen nöthig hat, beysammen fand. Auch errieth ich sogleich, wozu ihm jegliches dient.

Mit dem unter den Blättern versteckten Drathe bewegt er die Zweige des Baums; die Larve mit dem weiten metallenen Munde verstärkt ihm die für ein irdisches Ohr zu leise Stimme; und aus dem Weihrauchkästchen, auf dem kleinen Altar hinter dem Lorbeer, nimmt er die Wolke von Wohlgerüchen, worinn er ungesehen herniederfährt. Wie nun, denkest du noch, daß ich scherze, oder leichtsinnig mich zu dem erbiete, was ich nicht ausführen kann? Noch einmal! ich besorge dir alles; muß aber gehen, damit mich die Rathfragenden nicht hier überraschen.

(Er will fort.)

Cleodora (hält ihn zurück). Du rasest! Wohin?

Eurydamas. Zum Lorbeer, um das Orakel zu geben.

Cleodora. Fleuch, Unverschämter! oder ich versammle das Volk, daß sie den Ruchlosen ...

Eurydamas. Ich wag' es darauf. Mein Vorsatz ist, dem Gotte mit Gefahr meines Lebens

einen Dienst zu erweisen. Thue nachher, was dir gefällt!

(Er will gehen.)

Cleodora (faßt seinen Arm). Noch ein Wort! Jener Lorbeer ist den hiesigen Thalbewohnern seit Jahrhunderten heilig. Mit dem Lorbeer nimmst du einem einfältigen, gutmüthigen Volke seinen Gott, mit dem Gotte seine Tugend und seine Ruhe. Kannst du das, so gehe hin! aber wisse, daß, wenn gleich Apoll aus keinem Baume sich hören läßt, seine Pfeile doch denjenigen treffen können, der den Glauben an Höheres und Göttliches vertilgen will!

Eurydamas. An Höheres, Göttliches? Der Mensch ist für die Erde gemacht; so lang' ihm auf derselben wohl ist, soll er nichts über den Wolken suchen.

Die Götter im Olympus lassen
Bey Nektar und Ambrosia;
Was unser ist, mit Lieb' umfassen,
Nicht glauben, was kein Auge sah,

Noch vor Orakelsprüchen beben:
Das macht das Leben
Leicht und froh.

Da fühlt man höheres Entzücken,
Wo Chierwein Propheten schafft;
Und nur in holden Mädchenblicken
Ist Zauberey und Wunderkraft:
So glaubten alle Freudenkenner,
Die weisen Männer
Alle so.

(Er läuft in die Höhle.)

Cleodora. Da kommen die beyden Verlobten! Was bleibt mir übrig? Wenn nicht Apollo durch ein Wunder hilft, so hat er die Priesterinn verstoßen, und das Orakel ist ihm ein Gräuel.

(Sie verbirgt sich, voller Verzweiflung, neben der Höhle ins Innerste des Hains.)

Zweyter Auftritt.

Feyerliche Musik. Während derselben Naide und Phädon. Naide trägt auf dem Haupt' einen Kranz von Lorbeern, und einen Lorbeerzweig in der Hand. Phädon führt sie die Stufen hinauf zum Altar, den er mit seiner Rechten berührt, und auf welchem sie den Lorbeerzweig, als ein Opfer anzündet.

Pädon.

Beym heil'gen Zweig, der zum Altar
Die Hand der Unschuld bringet!

Naide.

Beym unverwelkten, der das Haar
Dir, Liebender, umschlinget!

Beyde.

Sey gnädig, gnädig unserm Bund!
O Phöbus, öffne deinen Mund,
Den Rath der Götter zu enthüllen!

(Ein leichter Nebel umgiebt den Baum, und seine Zweige fangen an, sich zu bewegen.)

Phädon.

Er kommt! Es bebt

Der Lorbeer, umschwebt
Von reineren, himmlischen Düften!

Naide.

Er kommt! Es bebt
Mein Busen, und strebt
Empor in ambrosischen Lüften!

Beyde.

Heil uns! ein rosenfarbner Schein
Verkündigt ihn; er will den Hain
Mit Herrlichkeit und Gnade füllen.

(Stärkere Bewegung des Lorbeers; Wolke von Weihrauch.)

Phädon.

Beym heil'gen Zweig, den zum Altar
Die Hand der Unschuld bringet!

Naide.

Beym unverwelkten, der das Haar
Dir, Liebender, umschlinget!

Beyde.

Sey gnädig, gnädig unserm Bund!
O Phöbus, öffne deinen Mund,
Den Rath der Götter zu enthüllen!

(Der Lorbeer hört auf, sich zu bewegen. Leisere Musik. Allgemeine Stille.)

Orakel (aus dem Wipfel des Baums.)

Herbstliche Früchte seh' ich bey Rosen des Lenzes! Ich sehe

Den Kranz, den Liebe flocht — und Wankelmuth zerreißt!

Phädon und Naide. Zerreißt?

(Die Instrumente, welche diesen Ausruf begleiten, tönen fort, und drücken das Erstaunen und den Jammer der Liebenden aus. Naide giebt dem Phädon einen Blick voll unaussprechlicher Betrübniß, bedeckt mit den Händen ihr Gesicht, und entfernt sich. Phädon sieht ihr nach, heftet die Augen auf die Erde, schaut dann gen Himmel, und geht auf der andern Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Eurydamas

(indem er nachdenkend aus der Höhle kommt).

Wunderbar! Wie doch ein Mährchen, in der Kindheit geglaubt, unserm Herzen so tief sich eindrückt! — Als ich den Gesang hörte; die Töne der Andacht, insonderheit Naidens unschuldiges Gebeth ... Zwar konnt' es auch etwas anders seyn; vielleicht Gefühl meines Unrechts, bloßes Mitleiden. — So geht es mir immer!

Aufgebraust, Andern wehe gethan, und gleich nachher die Reue! — Aber nein! So hat kein begangener Muthwille mich jemahls beunruhigt. Schauder überfiel mich im Lorbeer; ich sprach die Weissagung mit zitternder Stimme, und noch scheint alles hier mich anzuklagen. Mir ist, als hätte ich an dem Boden, welchen ich betrete, mich versündigt. — Die Priesterinn hatte Recht, und ich will von dem Geschehenen so viel gut machen, als ich kann, will das arme Hirtenvölkchen in seinem Glauben nicht stöhren, sondern mich stillschweigend entfernen. Zu meinem zweydeutigen Orakel wird Cleodora schon eine Auslegung finden, welche die durch mich unglücklich gewordenen befriedigt. — Wenn ihr aber das nicht gelänge? — So sehr es mich forttreibt, so muß ich dennoch bleiben und den Ausgang von weiten beobachten.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Cleodora nachher Phädon.

(Bange, klagende Musik, um die Priesterinn anzukündigen. Diese schaut aus den Gebüschen hervor, ob Eurydamas sich entfernt habe, und kommt alsdann mit wankenden Schritten näher. Ihr erster Blick fällt auf den Lorbeerbaum; aber schnell wendet sie, voller Schaam und Zorn, die Augen davon weg; geht zum Altar, weilt bey demselben, und sieht unbeweglich in das halb erloschene Feuer, bis endlich ihr stummer Schmerz in Worte ausbricht.)

Cleodora (allein).

Nichtswürdiger! Ihn hat der Rächer
Apollo mir gesandt.
Die Götter strafen so Verbrechen durch Verbrecher;
Doch zeichnet dann ihr Fluch das Werkzeug ihrer Hand.
Wie seine Blicke höhnten, dräuten,
Indessen sie das Licht der Sonne scheuten,
Vom Himmel weggewandt!
Da geht er, läßt nicht ab von seiner Rache,
Bis ganz Thessalien mich und den Gott verlache.
Den Gott? . . . Mir schauert . . . Ach! wohin?

Die Decke fällt . . . der Lorbeer ist entehret,
O Phöbus! dein Altar zerstöhret
Durch deine Priesterinn.
Du aber wirst den Sonnenwagen
In Wetter hüllen, wirst im öden Haine fragen
Nach Opfern . . . O ich höre dich . . . Wohin?
Der Köcher klingt, die Sehne rauscht;
Es hemmt den Fluß; am Ufer lauscht
Ein banges Ahnden . . . Ach! vergieb der Armen,
Gebeugten, Flehenden ... Du bist ein Gott . . .
Erbarmen!

(Sie nimmt sich den priesterlichen Schmuck vom Haupte, und legt ihn kniend auf die unterste Stufe des Altars.)

Erbarmen! laß mich Gnade finden!
Mit Thränen leg' ich dir zu Füßen
Den Kranz und die entweihten Binden;
Vor dir im Staube sieh mich büßen,
Mich, die aus ihrer Weihrauchwolke
Zum Volke
Götterworte sprach!

(Plötzlich, als hörte sie etwas, steht sie auf, sieht schüch-

tern umher, ob niemand sie belausche, dann wieder hin auf ihren Lorbeerkranz, und von ihm weinend gen Himmel.)

O blick herab! Wie tief gefallen!
Ein Spott, ein Hohngelächter allen!
Und laute Flüche tönen nach.
Genug für das, was ich verbrochen,
Hat dich gerochen
Meine Schmach.

(Sie will den Hain verlassen; geht, kehrt aber sogleich um, hebt den Kranz und die heilige Binde auf, und versteckt sie in das Gesträuch am Eingang der Höhle. Während der Zeit kommt Phädon.

Phädon (mit einem wehmüthigen Ton). Cleodora!

Cleodora (in der größten Bestürzung.) Was willst du mir?

Phädon. Ich kann nichts wollen; ich weiß es. Das Orakel hat allzudeutlich geredet. Aber in der Gefahr, sein Liebstes zu verlieren, was thut man nicht? Man täuschet sich selber, und hofft das Unmögliche.

Cleodora (für sich). Gewiß sucht der fremde Jüngling diesen auf, um seiner Heldenthat sich

zu rühmen! Ich muß weg, daß er mich nicht zu Schanden mache. (Nach einer kurzen Ueberlegung zu Phädon.) Fasse Muth! Apollo hat dir kein Unglück verkündigt. Eh' es Abend wird, bist du getröstet; nur jetzt forsche nicht weiter!

(Geht eilig ab.)

Phädon. Ich erstaune. Hier liegt ein Geheimniß verborgen. Die Priesterinn ohne Kranz und Diadem? blaß, entstellt, mit niedergeschlagenen Augen? Erst ein ängstliches Nachsinnen; darauf ein Paar abgebrochene Worte, wie im Traume gesagt? Und die Eile, womit sie mich verließ? . . . Sie war ausser sich: darum kann ich auf den mir gegebenen Trost nicht rechnen. Woher auch nähme sie Trost? Hab' ich nicht den Spruch des Apollo gehört? Einer andern Auslegung ist er nicht fähig . . . Nein! die letzte Hoffnung meines Lebens ist dahin! die letzte! . . . Einsam, ungeliebt . . .

(Ihn unterbricht ein leiser Ton von klagenden Instrumenten.)

Fünfter Auftritt.

Matteres Licht. Annäherung des Abends.

Phädon. Naide.

Naide (hinter der Scene, in der Ferne).

O ihr Götter!

Phädon (erkennt ihre Stimme).

Wehe, wehe!

Naide (wie zuvor).

Wie verlassen hier ich gehe!

Phädon.

Wie sie jammert!

Naide (wie zuvor).

Wehe, wehe!

Beyde (in derselben Entfernung.

O ihr Götter in der Höhe!
Das ist unser Brautgesang!

Naide (näher, aber noch hinter der Scene).

Phädon! schweigst du mir?

Phädon (geht auf die Stimme zu).

Naide!
Komm mit deinem Trauerliede!

Naide (tritt hervor).

Einmal kehr' ich noch zurück.

Beyde.

Ach, nur einen letzten Blick!
Einen noch im letzten Schimmer
Dieses Tages: dann auf immer
Aller Freuden Untergang!

Naide.

(sieht den Phädon mit stiller, aber tiefer Traurigkeit an, und wendet auf einmal im heftigsten Schmerze sich weg.)

O ihr Götter!

Phädon.

Wehe, wehe!

Naide.

Wüsteney, wohin ich sehe!

Phädon.

Klagt, ihr Thäler!

Naide.

Wehe, wehe!

Beyde.

O ihr Götter in der Höhe!
Das ist Hymens Festgesang!

Phädon (welcher eine Zeitlang schweigt und nachsinnt; dann die Augen gelassen auf Naiden richtet.) Also zum letzten Mal? . . . Wenn du mein Schicksaal mit dem deinigen vergleichest, so bin ich weit unglücklicher, als du. In meinem Alter, in dieser Abgeschiedenheit von allen meinen Jugendfreunden . . . Aber es wäre nicht männlich, dir und mir unsre Trennung zu erschweren. Ehe wir scheiden, nur dieses! Du gedenkest wohl, daß ich meinem Herzen eben so traue, wie du dem deinigen, und versichert bin, Apollo, indem er Wankelmuth geweissagt, habe nicht von mir geredet, sondern von dir. Indessen klagte ich noch keinen Augenblick dich an, werde nie dich anklagen, auch in meinen traurigsten, verlassensten Stunden, nicht. Du hast mich geliebt. So wahr jene Berge in der Abendröthe glühen, hast du mich geliebt, und es nicht weniger treu mit mir gemeynt, als mit dir selber. Allein die Natur behauptet ihr Recht. Es ist Thorheit, mit den Blüthen des Frühlings paaren zu wollen, was im späten Herbste zur Reife gelangt.

Naide. Jeder von uns erklärt das Orakel nach seinem eignen Gefühl; darum kann einer dem andern hierin nicht glauben. Aber, o Phädon! ich, gegen dich erkalten? Unmöglich! Weinen werd' ich um dich, so lang' ich Thränen habe...

Phädon (für sich). O daß eine höhere Gewalt mich von hier weg risse!

Naide. Auch du wirst um meinetwillen viel leiden; dessen bin ich gewiß; denn auch du liebst mich, und würdest ewig mich lieben, wenn ich eines Phädons ewige Liebe verdiente. Das aber ist nicht meine Schuld. Du fandst mich bey meiner Herde von Ziegen, und sahst die arme Hütte, worinn ich groß wurde. Habe Mitleiden... (ihre Thränen lassen sie nicht weiter reden.)

Phädon. Ach, Naide! wenn ich mich erinnere, wie ich unter den Oelbäumen neben deiner Hütte saß; und du vor mir hinknietest, und aufblicktest zu mir, und froh, wie die Kinder mich fragtest: Gehör' ich dir zu, du Lieber? Bin ich dein eigen? Wenn ich mich dessen erin-

nere, und jetzt dein weinendes Auge mich anschaut, so ist mir, als verbürgten Himmel und Erde sich für deine Beständigkeit.

Naide. Und ich, wenn ich überdenke, was alles du für mich gethan hast; wenn ich zugleich deine Trauer sehe ... Lieber Phädon! eine ganze Welt möchte wider dich zeugen, hätte nur kein Gott gesprochen ... Aber der heilige Lorbeer ... seine schreckliche Weissagung ...

Wo ich wandle, da folgt mir die Stimme;
Ruft aus zagenden Büschen mir zu,
Dunkel warnend, wie öfter im Grimme
Fernher von den Gebirgen ein Wetter
Wald und Hirten und Herden bedroht.

Glauben muß ich der Stimme der Götter;
Ach! entwichen ist Frieden und Ruh.
Im zerrissenen Kranze verderben
Frucht und Rose ... Doch ehe sie sterben,
Gieb mir, Phöbus Apollo, den Tod!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Cleodora.

Cleodora (welche ängstlich hervorschleicht, und in der Ferne stehen bleibt, zu sich selber.) Noch trauern sie ... Der Fremdling hat vor den abergläubischen Thessaliern sich gefürchtet, und geschwiegen, oder ist gar entflohen. Sah er doch völlig aus wie diejenigen, die gern im Verborgenen Unheil anrichten, und davon gehn! (sie nähert sich.)

Naide (mit einiger Hoffnung.) Was bringt uns die Priesterinn des Apollo?

Cleodora. Die wahre Deutung des Orakels. Weißt du noch alle Worte desselben?

Naide. Wie könnte ich sie vergessen?

Cleodora. Sag' an!

Naide (schüchtern, mit leiser Stimme).

Herbstliche Früchte seh' ich bey Rosen des Lenzes! Ich sehe
Den Kranz den Liebe flocht ...

(Sie weint.)

Cleodora (fährt fort).

Und Wankelmuth zerreißt! . . .

Was ist in diesen Worten, das euch kümmert? Hat nicht Wankelmuth von je her den Kranz der Liebe zerrissen, und würd' er nicht eben so den eurigen entblättern, wenn er Gewalt bekäme? Laßt die Treue darüber wachen. Der Lorbeer hat nichts vorher verkündigt; hat nur euch ermahnt, auf eurer Hut zu seyn.

Naide (voller Freude). Phädon!

Cleodora. Dich, Naide, wollt' er sichern gegen den blendenden Witz und die artigen Schmeicheleyen der Jünglinge, welche früher oder später dein Herz bethören könnten, daß du weniger Gefallen hättest an der ruhigen Anhänglichkeit deines Gatten, und an seiner bescheidnen Weisheit. Und du (zu Phädon) möchtest von deinem Weibe mehr Klugheit fordern, als mit ihrem Alter sich verträgt, möchtest die Wünsche ihrer jungen Phantasie . . .

Phädon. Halt ein! ich beschwöre dich. Was du jetzt redest, hat nicht der Gott, sondern Mit-

leiden mit uns dir in den Sinn gegeben. Aber auch aus Mitleiden solltest du nie die Sprüche des Phöbus verdrehen . . . Bloßes Ermahnen? So ermahnt keine liebende Gottheit denjenigen, der mit Gebet und Opfer sich ihr naht. . . . Vorherverkündigung war es; Drohung eines unvermeidlichen Unglücks!

Naide. Entsetzlich! Auch dieser letzte Strahl von Licht ist dahin! Nun wird es Nacht bleiben . . . Allzu wahr! Nimmer hätte der Gott, da wir in Demuth ihn fragten, uns vergebens geängstet. Und wenn er die geheimsten Winkel der Seele kennt, so muß er wissen, daß ich, mit dieser reinen, ewigen Liebe, solcher Warnungen nicht bedarf . . . Ach Phädon! Wie konntest du sagen, du wärest unglücklicher, als ich? Wo soll ich Trost suchen in meinem Jammer, wo mich hinwenden? Zu den rohen Hirten, nachdem ich deine Gefährtinn war? Zu den Mädchen, die mich beneideten, und jetzt über mich spotten werden, mit Fingern auf mich zeigen? Oder nach der Hütte, wo meine Mutter mit fro=

hem Herzen uns beyde zurückerwartet? . . . Wenn sie mich kommen sieht . . . Phädon! Ich, weniger unglücklich als du? . . . Wär' auch nur dies einzige! . . . O meine Mutter! meine arme Mutter!

(Sie lehnt sich mit verhülltem Gesicht' an den nächsten Baum. Phädon, mit zusammengelegten Händen, blickt starr nach ihr hin, die Augen voll Thränen. Cleodora steht, in Gedanken vertieft.)

Letzter Auftritt.

Abenddämmerung.

Die Vorigen. Eurydamas.

(Dieser kommt mit langsamen Schritten. In seiner Miene ist Verwirrung und Wehmuth. Sobald ihn Cleodora wahrnimmt, fährt sie vor Schrecken zusammen, und ist im Begriffe wegzugehen; er aber hält sie zurück.)

Eurydamas (zu Cleodora). Bleibe! denn ich brauche dich zur Bestätigung dessen, was ich zu sagen habe.

Phädon (zu Eurydamas). Du siehst, daß wir trauern. Wenn du die Götter ehrtest, so ehrtest du auch die Menschen, und unser Stillschweigen wäre dir heilig.

Eurydamas. Eben darum, weil ich ehre, was menschlich ist, bin ich gekommen, euer Trauer ein Ende zu machen.

(Phädon beobachtet ihn und Cleodoren, indessen Naide sich aufrichtet, und den Eurydamas anstaunt.)

Wäre dieses nicht, so würde ich schweigen. Jetzt aber frage die Priesterinn hier, wer euch aus dem Lorbeer die Antwort gab.

(Die Priesterinn sieht beschämt auf den Boden.)

Wenn sie läugnet, daß ich in den alten Lorbeer hineinstieg, die Zweige bewegte, und prophezeyte, so wird mir der Beweis nicht schwer fallen.

Cleodora. Es bedarf keines Beweises. War nicht mein Verstummen so gut als lautes Geständniß? Ach, daß ich meinem Herzen kein Gehör gab! . . . Wenn ich aber durch meinen Stolz diese Demüthigung verdiente, so verdien' ich euer Mitleiden durch meine Reue; denn wär' auch das Unternehmen dieses Fremdlings nicht kund geworden, ich hätte das Orakel verlassen, und nie wieder in den heiligen Hain mich gewagt. Zum letzten Mahle betrat ich ihn, um Euch zu

beruhigen. Bey dem priesterlichen Schmucke, den ich büßend ablegte! schonet meiner, daß ich ungekränkt von hinnen ziehe.

(Naide hört, ohne sich zu nähern, erschrocken zu, mit einer Art von Bangigkeit, in welcher sie alles übrige vergißt.)

Eurydamas. Sey unbesorgt! Ich verrathe nichts, und eile weg aus dieser Gegend, die ich mir selbst verdorben habe. Phädon wird dir vergeben, so wie mir.

Naide (mit wehmüthiger Stimme zu Phädon). Nun bin ich dein, auf ewig!

Phädon. Und dennoch trauerst du? Sage Naide, was ist dir? Du weinst, und es sind keine Freudenthränen!

Naide. Ach! in dem Augenblicke, da ich dich wieder finde, verlier' ich, was von Kind auf mir so theuer war; meinen Lorbeer!

Eurydamas. Deinen Lorbeer? Den kannst du mitten in deinem Glücke nicht verschmerzen? Warum ist er dir so theuer?

Naide. Ach! wenn ich mit meiner Heerde vor dem Hain vorbey zog, und der Wipfel des

heiligen Baums über die andern empor ragte, so klopfte mir vor Wonne das Herz. Dieser Baum versicherte mich, daß die Götter um Menschen sich bekümmern, und erzählte mir die Geschichte des Apollo, der auf unsern Triften, gleich mir, als Hirt daher gieng. Dann war Apollo mir in seiner Herrlichkeit nicht zu groß, auf meine Bitte zu merken, und ich schämte mich nicht, bey meiner Hirtenarbeit, weil er sie kannte, ihn um Hülfe zu flehen, oder meine kleinen Mühseligkeiten ihm anzuvertrauen. Selbst die Liebe gegen Phädon gestund ich ihm, und nachher dünkte sie mich reiner und schöner. Das alles ist nun dahin! Um meinen Lorbeer werde ich lebenslang trauern.

Cleodora. Du verlohrst viel, aber weniger als tausend andre; denn mit einem Herzen, wie das Deinige, fühlt man die Gegenwart himmlischer Wesen auch ohne wahrsagenden Baum. Wer konnte besser wissen, als ich, daß im leeren Dunste von Weihrauch kein Phöbus erschien, und doch schreckte mich, wenn mein Gewissen mich strafte, die Nähe der Gottheit.

Phädon (zur Priesterinn). Du sagest recht. Sollten noch hundert Orakel triegen, sogar das ehrwürdigste Delphi Menschenwerk seyn; dennoch gebe ich den Glauben an Göttersprüche nicht auf, sondern höre in allen den prophezeyenden Stimmen, die aus Wäldern und Felsen tönen, den Nachhall ehemaliger wahrhafter Offenbarungen. Die Götter redeten; und noch, obgleich man ihren Laut nicht vernimmt, redeten sie mit dem, welcher ihres Umganges würdig ist.

Naide. Auch mit einem schlechten Hirtenmädchen, das in seiner Einfalt zu ihnen aufblickt?

Phädon. Mit diesen gewiß; nnd gewiß am vertraulichsten!

Naide (voller Entzücken). O Phädon! ich betraure den Lorbeer nicht mehr. Oft, wenn ich im Frühling hervortrat aus meiner Hütte, und Wälder und Wiesen mit ihren Blüthen und Blumen da lagen im Morgen- oder Abendroth; dann ergriff mich ein Schauer, als käme Apollo vom Olympus hernieder; und mir war, als müßte noch etwas seyn jenseits der glänzenden Wolken;

alles bewegte sich in mir; dann folgten Thränen, und ich gelobte den Unsterblichen, ihnen gefällig zu seyn ... O Phädon! also haben in einer solchen Stunde mit mir die Götter geredet!

Eurydamas (innig gerührt). Liebes Mädchen! lebe fort in deinem schönen Glauben. Für dich ist er mehr, als Wahrheit; und wehe dem, welcher durch den kleinsten Zweifel ihn stöhrt! Ich selbst fange an, überzeugt zu werden, daß es etwas Heiliges giebt.

Naide (zu Phädon). Jetzt, du Lieber, du Einziger! kann ich meines Glückes froh werden. Ich behalte dich, und meine Götter.

Im stillen Thal, wo hinter Wäldern
Die Abendsonne von den Feldern
Auf frohes Wiedersehen scheidet,
Sind mir die Götter nah.

Phädon und Naide.

Die Götter sind nah.

Naide.

Und für ein Herz, den Freuden offen,
Das sich mit Dank und süßem Hoffen

Am letzten Purpurschimmer weidet,
Ist dann der ganze Himmel da.

Phädon und Naide.

Der ganze Himmel ist da.

Phädon.

Wenn seine rosenfarbnen Flügel
Der Morgen schwingt, erwachte Hügel
Beym Sang der Vögel aufzuhellen,
Dann sind die Götter nah.

Naide und Phädon.

Die Götter sind nah.

Phädon.

Und wenn die Seele, neu belebet,
Sich mit dem Lerchenlied erhebet,
Und Wonne trinkt aus tausend Quellen;
Dann ist der ganze Himmel da.

Naide und Phädon.

Der ganze Himmel ist da.

Cleodora.

Wer einsam, an umwölkten Tagen,
Sein eignes Herz beginnt zu fragen,

Und manchen eiteln Wahn bereuet,
Dem sind die Götter nah.

Naide, Phädon und Cleodora.

Die Götter sind nah.

Cleodora.

Und ist der Nebel ihm geschwunden,
Hat er gekämpft und überwunden,
Daß er des Sieges nun sich freuet:
Dann ist der ganze Himmel da.

Naide, Phädon und Cleodora.

Der ganze Himmel ist da.

Eurydamas.

Sah Phöbus einst mit Wohlgefallen
Die Unschuld bey den Herden wallen,
So ruht sein Antlitz auf Naiden;
Ihr sind die Götter nah.

Alle.

Die Götter sind nah.

Eurydamas.

Ich fühle, was ich nie empfunden;
O Liebe! wenn mit dir verbunden

Die Treue geht, dann ist hienieden
Für uns der ganze Himmel da.

Alle.

Der ganze Himmel ist da.

Naide.

O Liebe! Liebe!

Die Uebrigen.

Du bist uns nah.

Naide.

Dir winkt die Treue.

Die Uebrigen.

Sie lächelt im Glanze
Des Abendsterns dem bräutlichen Kranze.

Naide.

Dich segnen die Haine.

Die Uebrigen.

Der Himmel ist da.

Alle.

O Liebe, Liebe! du bist uns nah.
Dir winkt die Treue; sie lächelt im Glanze
Des Abendsterns dem bräutlichen Kranze;
Dich segnen die Haine! der Himmel ist da!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobi, Johann Georg,

J. G. Jacobi's sämmtliche Werke

Bd.: 5

Zürich 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3394 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260550-5